This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

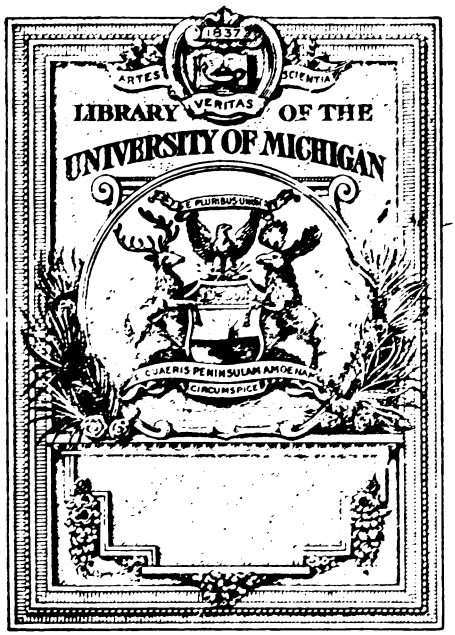
A 3 9015 00393 142 8
University of Michigan – BUHR

Die Bedeutung des Wortes

von

Karl Otto Erdmann

Verlegt bei Eduard Avenarius in Leipzig.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
CIRCUMSPICE

700
E66

Die Bedeutung des Wortes

Die

Bedeutung des Wortes

Von

Karl Otto Erdmann

Leipzig
Verlag von Eduard Avenarius
1900

Dem Diskussionsklub zu Dresden

gewidmet.

„Sobald man ſpricht, beginnt man ſchon zu irren."

Daß wir Alle im Banne der Sprache leben und durch sie geführt und irregeführt werden; daß Worte unklar und vieldeutig sind und eine Quelle zahlloser Mißverständnisse einschließen; daß erbitterte geistige Kämpfe nicht, wie die Betheiligten glauben, auf sachlichen Meinungsverschiedenheiten beruhen, sondern meist nur Wortstreitigkeiten darstellen, oder Kämpfe um die Benennung sind: diese Erscheinungen werden gewiß oft genug betont und in der Theorie von Jedermann zugegeben. Aber ihre Allgemeinheit und Tragweite wird meines Erachtens in der Regel verkannt. Allenthalben findet man eine Ueberschätzung der Worte als Werkzeuge der Erkenntnißvermittelung; allenthalben unbillige Forderungen an die Interpretationskunst, insbesondere die der Richter. Wer darauf hin Aeußerungen prüft, wie sie jüngst aus Anlaß der „lex Heinze“ über den Ausdruck „unzüchtig“ zum Besten gegeben wurden, der wird staunen über die von Gegnern wie Anhängern des Gesetzes bekundete naive Unkenntniß vom Wesen der Worte, über die falschen Voraussetzungen von der Leistungsfähigkeit unserer Sprache. Insofern sind die Ausführungen über die Ursachen des Wortstreits, wie sie einige Abschnitte des vorliegenden Buches enthalten, zwar vielfach selbstverständlich, aber doch gewiß nicht überflüssig und unzeitgemäß.

Bemerken muß ich noch, daß das zweite und sechste Kapitel bereits in der „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ erschienen sind — zum Theil in etwas anderer Form. Ueber den „Gefühlswerth“ der Worte habe ich zuerst im „Kunstwart“ einen Aufsatz veröffentlicht; einen zweiten über „Vorstellungswerth und Gefühlswerth“ in der Beilage der Münchner „Allgemeinen Zeitung“. Diese Bezeichnungsweise ist dann auch von Anderen — theils mit, theils ohne directe Bezugnahme auf jene Aufsätze — verwendet worden. Trotzdem habe ich geglaubt, den Ausdruck „Vorstellungswerth“ durch „Nebensinn“ ersetzen zu sollen, schon um einer Verwechselung mit „Anschauungswerth“ vorzubeugen.

Salò, im April 1900.

D. V.

Inhaltsverzeichniß

	Seite
1. Die Vieldeutigkeit des ſprachlichen Ausdrucks	1
2. Die verſchiedene „Suppoſition“	38
3. Wortanalyſe und Wortbegrenzung	47
4. Nebenſinn und Gefühlswerth der Worte	78
I. Ihr Verhältniß zum begrifflichen Inhalt	78
II. Wörter von gleicher Bedeutung — Ueberſetzungen — Fremdwörter	105
III. Gefühlswerth und Erkenntnißſprache — Der Doppelcharakter der Ausſage — Trägheit des Gefühlswerthes	120
5. Das Verſtändniß der Worte und die Bildung anſchaulicher Vorſtellungen	134
I. Alte Probleme und Mißverſtändniſſe	134
II. Anſchauliche Sprache	162
III. Der Widerſtreit von Anſchauungswerth und Gefühlswerth	183
6. Gedankenloſer Wortgebrauch und ſein Nutzen	191

1. Die Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks.

„Jeder sprachliche Ausdruck ist mehrdeutig.“ Wer diesen Satz aufstellt, giebt mit der Behauptung gleichzeitig ein Beispiel; denn auch das Wort „Mehrdeutigkeit“ läßt sich in mehrfachem Sinne deuten. Und es empfiehlt sich wenigstens drei verschiedene Arten auseinanderzuhalten.

Suppositio.

Die erste Art ist die Mehrdeutigkeit der grammatischen Form. Die Einzahl eines Dingwortes z. B. „die Pflanze“ kann ebensowohl eine ganze Gattung von Lebewesen, also „jede Pflanze“, wie ein Einzelwesen bezeichnen. Und das Präsens ein und desselben Zeitwortes besagt ebensowohl eine Fertigkeit, wie eine einmalige Handlung. „X spielt Klavier“ kann heißen: „er versteht, Klavier zu spielen“, aber auch: „er ist augenblicklich damit beschäftigt, Klavier zu spielen“. Dabei bezeichnet aber das Wort „spielen“ jedes Mal denselben Begriff. In solchen Fällen will ich unter Benutzung des alten scholastischen Ausdrucks von der verschiedenen „Suppositio“ *) der Wörter reden.

*) Vgl. den folgenden Abschnitt.

Relativität.

Eine Mehrdeutigkeit andrer Art finden wir beim Gebrauch „relativer" Wörter, d. h. bei Wörtern, die notwendig einer Ergänzung bedürfen, um einen bestimmten Sinn zu ergeben, bei denen aber in der Regel jene Ergänzung wegbleibt, weil wir sie stillschweigend aus dem Zusammenhange zu ergänzen gewöhnt sind. „Eine ‚neue' Briefmarke" — kann eine ungestempelte oder eine neu angefertigte oder eine Marke von neuer Zeichnung, oder eine solche sein, die ein Sammler erst kürzlich erworben hat. Auch hier kann man nicht sagen, daß das Wort „neu" als solches verschiedene Begriffe bezeichne; nur der Zusatz, in welcher Hinsicht Neuheit ausgesagt werden soll, kann jedesmal ein andrer sein. Neu in Bezug auf die Entstehung des Papieres und die Vornahme des Druckes ist nicht neu in Bezug auf Zeichnung und Farbe; und Neuheit in Rücksicht auf die Benutzung ist nicht Neuheit in Rücksicht auf den Erwerb eines Sammlers. Indem man aber die Beziehung nicht ausdrücklich hinzufügt, entsteht Mehrdeutigkeit dieser zweiten Art. In solchen Fällen will ich von Relativität der Wörter reden.

Mehrdeutigkeit im engeren Sinn.

Mehrdeutigkeit im dritten, im engeren Sinne — „Amphibolie" — liegt vor, wenn ein Wort als Name für verschiedene Begriffe dient: „Schloß" kann eine Schließvorrichtung, aber auch ein Gebäude bezeichnen; „Strauß" einen Vogel, ein Bündel Blumen oder einen Kampf bedeuten. In so einfachen Fällen freilich, wo der Sprachlaut mehr oder minder zufällig ganz auseinanderfallende Begriffe benennt, erkennt auch der Blödeste ohne Weiteres

den mehrfachen Sinn. Verwickelter wird der Sachverhalt, wenn die Begriffe in nahem Zusammenhange stehen und sich größtentheils decken, so daß bei oberflächlicher Betrachtung nur ein Begriff vorzuliegen scheint. Und dieser Fall ist der typische. Ich möchte behaupten, daß in diesem Sinne alle Wörter — mit verschwindenden Ausnahmen — mehrdeutig sind.

* * *

Der Deutsche.

Zur bequemeren Verständigung über den Sachverhalt und zur Ermöglichung einer anschaulicheren Sprechweise empfiehlt es sich, den Umfang irgend eines Wortes zu durchdenken. Welches ist z. B. der Sinn des Wortes „der Deutsche"? Jedermann versteht ja unmittelbar die Aussagen: ich bin ein Deutscher, oder die Deutschen siegten bei Wörth über die Franzosen. Soll aber etwa eine Karte über die Verbreitung der Deutschen in Europa angefertigt werden, und suchen wir nach objektiven Kennzeichen, die bei statistischen Aufnahmen zur Feststellung des Deutschthums der einzelnen Personen in Holstein oder Polen wirklich brauchbar wären, so tauchen sofort die größten Schwierigkeiten auf. Wir haben zwar das unbestimmte Gefühl, daß eine ganze Reihe körperlicher, geistiger und gemüthlicher Eigenschaften zusammentreffen müssen, um eine Art deutschen Normaltypus zu schaffen — aber erstlich werden alle Bemühungen scheitern, diese Merkmale in allgemeingiltiger Weise in Worten einzufangen; und sodann wird sicher die Mehrzahl aller Personen, die sich mit Fug und Recht Deutsche nennen,

von diesem Normaltypus völlig verschieden sein. Nur drei brauchbare Merkmale lassen sich allenfalls aufstellen:

1. die staatsrechtliche Zugehörigkeit zum Deutschen Reich,
2. die Abstammung,
3. die Muttersprache.

Alle Personen, für die jene drei Merkmale gleichzeitig zutreffen, müssen zweifellos als Deutsche bezeichnet werden. Aber ihre Zahl bildet noch nicht das Drittel aller Personen, die sich doch auch mit Fug und Recht Deutsche nennen. Das Merkmal der Reichszugehörigkeit fehlt bei Deutsch-Amerikanern oder Schweizern; das der Muttersprache bei französisch redenden Elsasser Bauern echt deutscher Abstammung; das der Abstammung bei den reichsdeutschen Juden. Auch zwei Merkmale können fehlen: alteingesessene Bewohner Polens oder der Lausitz gehören zum Reiche, wie nur irgend ein Franke oder Märker; aber ihr Typus ist rein slavisch, und als ihre Muttersprache kann vernünftiger Weise nur die polnische oder wendische angegeben werden. Und ein Wiener Bürger kann zwar nur deutsch reden, aber der Abstammung nach kann er Jude, der Staatsangehörigkeit nach Oesterreicher sein. Wer will allen diesen Personen das Recht bestreiten, sich Deutsche zu nennen? Aber in gewissem Sinne sind sie es doch wieder auch nicht. Sie bilden — wie ich mich ausdrücken möchte — das unklare Grenzgebiet des Wortumfanges; während jene Personen, denen keinesfalls der Name „Deutscher" bestritten werden kann, weil für sie alle drei der genannten Merkmale zutreffen, den Kern des Wortumfanges ausmachen.

Grenzgebiet und Kern.

* * *

Worte sind Zeichen für unbestimmte Vorstellungscomplexe.

Man hört noch häufig die Erklärung: Worte seien Zeichen für „Begriffe“. Aber welche Theorien über Wesen, Bedeutung und Entstehung der Begriffe man auch vertreten mag, eine ideale Forderung wird man unter allen Umständen an sie stellen: daß sie eine ganz unzweideutige, klare Grenze aufweisen, daß sie einen bestimmten Inhalt und Umfang haben. Nur bei Erfüllung dieser Forderung wird man wenigstens von Begriffen im Sinne der Logik, von „klaren“ oder „scharfen“ Begriffen reden dürfen. Und Begriffe dieser Art werden jedenfalls durch Worte nicht bezeichnet. Worte sind vielmehr Zeichen für ziemlich unbestimmte Complexe von Vorstellungen, die in mehr oder minder loser Weise zusammenhängen. Man könnte — wenn man den wenig glücklich gebildeten Ausdruck „Allgemeinvorstellung“ vermeiden will — allenfalls von Popular-Begriffen reden. Die Grenzen der Wortbedeutung sind verwaschen, verschwommen, zerfließend. Treffender aber noch wird meines Erachtens der Sachverhalt gekennzeichnet, wenn man überhaupt nicht von Grenzlinien des Umfangs redet, sondern — wie ich schon oben gethan habe — von einem *Grenzgebiet*, das einen *Kern* einschließt.

Grenzgebiet und Kern.

Die Versinnbildlichung durch Figuren.

Veranschaulicht man sich gewöhnlich den Umfang eines logisch vollkommenen *Begriffs* durch eine scharfe Kreislinie, wie sie annähernd ein gut gespitzter Bleistift erzeugt, so kann man sich die Abgrenzung eines *Wort*umfanges durch einen mehr oder minder breiten, in sich zurücklaufenden Streifen versinnlichen, wie ihn ein in Farbe getauchter Pinsel auf einer Fläche hinterläßt. Den Kern denken wir uns dann alle diejenigen Dinge oder anderen

Vorstellungen*) enthaltend, denen unter allen Umständen die Benennung durch das fragliche Wort zukommt, während wir dem Grenzgebiet alle diejenigen Vorstellungen zuweisen, denen man die Benennung sowohl zu- wie absprechen kann. Die äußerste Contur des Grenzgebietes stellt dann den heute üblichen Gesammtumfang der Wortbedeutung dar, der alle Fälle umfaßt, in denen das Wort überhaupt vernünftiger Weise Anwendung finden kann.

* * *

Begriffe, die sich theilweise decken.

Nun erscheint es wohl am einfachsten, das Auftreten des Grenzgebietes darauf zurückzuführen, daß ein Wort nicht einen, sondern gleichzeitig mehrere Begriffe bezeichne, die wohl theilweise sich decken und daher ein gemeinsames Gebiet haben, die aber im Grunde doch ebenso verschieden seien, wie andere sich kreuzende Begriffe, die verschiedene Namen tragen. Es ließen sich also aus

Der Deutsche.

dem Worte „der Deutsche" drei verschiedene Begriffe herauslesen, für die nunmehr nur je ein Merkmal maßgebend wäre und die man umständlicher aber genauer als „Angehörige des deutschen Reichs", als „Rasse-Deutsche" und als „deutsch Redende" bezeichnen könnte. Sieht man aber näher zu, so findet man, daß es sich mit diesen Theilbegriffen genau so verhält, wie mit dem Worte „der Deutsche" schlechthin. Auch sie sind keine Begriffe im Sinne der Logik, sondern nur Populärbegriffe. Auch sie

*) Unter „Vorstellung" möchte ich nur hier den Gattungsnamen für Dinge, Eigenschaften, Zustände, Ereignisse, Beziehungen verstanden wissen.

haben ein unbestimmtes Grenzgebiet; auch sie lassen sich wieder in eine Reihe übereinanderlagernder Begriffe auflösen. Der erste Begriff freilich, der des Reichsdeutschen, kann durch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 als festbegrenzt angesehen werden. Wer aber soll der Abstammung nach als Deutscher gelten? Mit dem Augenblicke, in dem man schärfere Kriterien aufzustellen sich bemüht, taucht auch das Problem vom Ursprung der Arten und Gattungen mit allen seinen Räthseln auf. Angenommen jedoch, es sei möglich zu bestimmen, welche Individuen rein deutscher Abstammung seien, als was sollen dann jene gelten, die einen Nichtdeutschen als Vorfahren haben, etwa unter den Eltern, oder den Großeltern, oder den 16 Ahnen? Will man etwa nur die beiden letzten Generationen als ausschlaggebend erachten, so muß man auch Personen von ganz unverkennbarem jüdischem oder slavischem Typus als Rasse-Deutsche anerkennen. Will man aber den Stammbaum der Individuen durch eine ganze Reihe von Generationen zurückverfolgen, so sieht man sich bald genöthigt zu erklären, mehr als neun Zehntel aller sogenannten Deutschen seien keine Deutsche. Auch der deutsche Kaiser wäre es auf keinen Fall, von den Mitgliedern der übrigen deutschen Fürstenhäuser ganz zu geschweigen. Will man aber verwickeltere Kriterien aufstellen und etwa eine Vermischung Deutscher mit Engländern oder Skandinaviern anders beurtheilen als eine mit Romanen oder Slaven; eine Vermischung mit Ariern wieder anders als eine solche mit Semiten; oder will man auch das Aussehen, insbesondere Gesichtsformen mit als Merkmale heranziehen

und sie auf einigermaßen greifbare anatomische Kennzeichen zurückführen, so verliert man sich schließlich ins Bodenlose. Auf jeden Fall ergiebt eine solche Ueberlegung, daß der Umfang des Wortes „der Deutsche“ (auch im Sinne des schon specialisierten Begriffs des Rasse-Deutschen), wie er thatsächlich in der lebendigen Sprache und im Schriftthum gebraucht wird, nur durch einen breiten, sehr fragwürdigen Grenzstreifen angegeben werden kann. Eine schärfere Begrenzung ist zwar möglich und oft auch nothwendig; aber immer willkürlich und je nach den Zwecken, denen das Wort dient, auf sehr verschiedene Weise. Und so ist die Zahl der übereinanderlagernden Begriffe, die alle durch das nämliche Wort „Deutscher“ bezeichnet werden, eine ganz unbestimmt große.

* * *

Netz der Untergrenzen.

Nach diesem Beispiel, das durchaus als Typus gelten kann, läßt sich die Begrenzung einer Wortbedeutung bildlich nur durch ein Netz von Linien darstellen: auf dem Grenzgebiete, das als Hauptgrenze den Kern einschließt, verlaufen mehr oder minder zahlreiche Untergrenzen, die zum Theil ebenfalls Grenzgebiete aufweisen, auf denen wieder Untergrenzen zweiter Ordnung sich befinden. Häufig setzt sich dieser Gliederungsvorgang noch weiter fort, so daß sich Untergrenzen dritter und höherer Ordnung nachweisen lassen. Indem aber alle diese Grenzen Sonderbedeutungen einschließen, die in der Regel durch ein und dasselbe Wort bezeichnet werden, entsteht jene Vieldeutigkeit, von der wir reden.

Sonderbedeutungen.

Die Grenzen selbst sind natürlich nicht immer allgemein anerkannt; sie können auch nur bei einer Gruppe von Personen, z. B. Fachgelehrten, gebräuchlich oder endlich rein individuell sein. Andrerseits müssen ihrem Ursprunge nach unterschieden werden: Grenzlinien, die im volksthümlichen Sprachgebrauch unabsichtlich entstanden sind und solche, die wissenschaftliche oder staatliche Autoritäten durch ausdrücklich formulirte Definitionen mehr oder minder willkürlich erzeugt haben. Selbst innerhalb einer einzigen Wissenschaft und zur selben Zeit kann die Zahl der Sonderbedeutungen wichtiger Fachausdrücke verwirrend groß sein. In der Nationalökonomie wird — wie ein neuerer Forscher behauptet, das Wort „Werth“ in siebzehn verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Nicht viel besser steht es mit dem Worte „Kapital“. Und in der Philosophie scheint es fast Regel zu sein, daß gerade für die wichtigsten Grundbegriffe Worte in Anspruch genommen werden, für die zwar relativ bestimmte aber schon zahlreiche Grenzen vorhanden sind. Man denke an Worte wie „Form“, „Substanz“, „Erfahrung“. Besonders vieldeutig ist „Vorstellung“. Die einen rechnen die unmittelbaren Sinneseindrücke, die „Wahrnehmungen“ oder „Anschauungen“ zu den Vorstellungen. Andere wollen nur die „Reproduction“, die „eingebildeten“ Vorstellungen mit diesem Namen belegt wissen. Einige verknüpfen mit dem Worte erkenntnißtheoretische Voraussetzungen: das Ding ist von seiner Vorstellung streng geschieden; andere wollen dies grade vermieden wissen u. s. f. Viel schwieriger sind natürlich die Sonderbedeutungen eines Wortes festzustellen

Verschiedene Arten der Grenzlinien.

Zahlreiche Sonderbedeutungen.

Vorstellung.

und auseinanderzuhalten, die außerhalb der Wissenschaft im volksthümlichen Sprachgebrauch unbewußt entstanden sind. Aber auch hier ergiebt eine sprachliche Analyse und Vergleichung oft ziemlich scharf getrennte Begriffe, wo man auf den ersten Blick ein eindeutiges Wort vor sich zu haben glaubt.

* * *

Ursachen des Grenzgebietes

Die Ursachen für das Auftreten eines breiten Grenzgebietes und zahlreicher Sonderbedeutungen können natürlich ganz verschiedener Art sein. Kommen für den Sinn eines Wortes *mehrere* ursprünglich immer gemeinsam beobachtete Merkmale in Frage, so zerfällt ganz naturgemäß die Bedeutung des Wortes in eine Reihe sich mannigfach kreuzender Begriffe, sobald Fälle entstehen oder bekannt werden, bei denen jene Merkmale auch einzeln oder in unvollständigen Gruppen auftreten. Ist aber nur *ein* herrschendes Merkmal vorhanden, so erweist sich auch dieses bei feineren Untersuchungen meist als unbestimmt, schwankend oder relativ. Ganz besonders einleuchtend erscheint die Unmöglichkeit, feste Grenzlinien zu ziehen, wenn ein Wort gradweise Abstufungen zuläßt, und ein Begriff stetig in seinen Gegensatz übergeführt werden kann. Ich möchte hier von *zerfließenden* Grenzen reden. Sind auf einem Streifen mit rein weißen und schwarzen Enden alle Schattirungen des Grau mit unmerklichen Uebergängen aufgetragen, so ist es völlig sinnlos zu verlangen, verschiedene Personen sollten in übereinstimmender Weise *bestimmte* Linien angeben, wo schwarz aufhört

und grau beginnt, oder wo hellgrau von dunkelgrau sich scheidet. Wie sollte man Kindheit, Mannes- und Greisenalter fest abgrenzen können? Hier geht es, wie bei der alten Fangfrage des Megariker Eubulides, dem allbekannten „Sorites“: ein Korn macht noch keinen Haufen; zwei auch nicht und ebensowenig drei; beim wievielten Korn beginnt der Haufen? Sorites.

Bemerkt muß hierbei aber werden, daß selten wirklich nur ein einzelnes Merkmal maßgebend ist, daß vielmehr grade das Auftreten verschiedener sich kreuzender Merkmale den Wortsinn schwanken macht. Um von einem Haufen reden zu können, kommt — im Deutschen wenigstens — nicht nur die unbestimmt große Anzahl von Gegenständen in Betracht, sondern auch die Art ihrer Lagerung: ordnungsmäßig nebeneinander eingefügte Pflastersteine nennen wir nicht einen Haufen, auch wenn es tausende sind. Und ob Jemand „Kind“ oder „jugendliche Person“ genannt wird, das hängt nicht nur von der Zahl der Lebensjahre, sondern auch von gewissen körperlichen und geistigen Merkmalen ab, die sich freilich ebensowenig klar und bestimmt fassen lassen wie das Alter. Muß dann für praktische, z. B. juristische Zwecke ein Merkmal zum ausschlaggebenden gemacht, und nothgedrungen für dieses eine feste Grenzlinie angenommen werden, dann ist es natürlich ganz unvermeidlich, daß in gewissen Fällen die der Definition folgende Kennzeichnung einer Person dem natürlichen Sprachgebrauch ins Gesicht schlägt. Es kann einer körperlich ganz offenbar reifen und geistig ungewöhnlich entwickelten Person der Schutz im § 182 des „jugendliche Person.“

Reichsstrafgesetzes zur Seite stehen, weil sie das 16. Lebensjahr noch nicht voll erreicht hat, während ein vernünftigerweise nur als Kind zu bezeichnendes Mädchen dieses Schutzes ledig ist, weil es vielleicht zwei Tage älter ist als das erstgenannte. Wer hier von Ungerechtigkeit redet, mag bedenken, daß im Durchschnitt die gesetzlich festgelegte Grenze doch das Richtige oder doch den heutigen Anschauungen Entsprechende trifft; daß auch jede andere Altersgrenze in einzelnen Fällen zu offenbar widersinnigen Folgerungen führen kann; und endlich, daß die Einführung anderer, z. B. anatomischer oder physiologischer Merkmale die praktische Brauchbarkeit und Handlichkeit der gesetzlichen Bestimmung vernichten würde. Mit einer scharfen Abgrenzung der Begriffe „Kind“ oder „jugendliche Person“ allen Anforderungen genügen zu wollen, ist aber natürlich ein völlig aussichtsloses Unterfangen.

* * *

Wechselnder Zustand und Eigenschaft.

Auf einem anderen Grunde beruht die Vieldeutigkeit jener Worte, für die das herrschende Merkmal eine Beziehung oder ein Zustand ist, die mit der Zeit wechseln. Derselbe Ausdruck kann daher irgend ein Ding oder Individuum bezeichnen, insofern es in einem Zustande befindlich ist, oder insofern ihm die Fähigkeit zugesprochen wird, in den fraglichen Zustand zu gerathen. Ein

Spieler.

Spieler kann ein Mensch heißen, der im Begriff ist zu spielen, oder auch Einer, der überhaupt zu spielen versteht, oder endlich Einer, der oft und gewohnheitsmäßig sich dem Spiele hingiebt. Auf der Verwechselung dieser

Bedeutungen beruhen nicht nur viele alte — uns heute ziemlich läppisch erscheinende Trug- und Fangschlüsse*) — auch bei ernsthafteren philosophischen Fragen hat sie Mißverständnisse bewirkt und Streitigkeiten hervorgerufen. Sigwart spricht einmal treffend in seiner Logik von der „Incongruenz der substantivischen Form, die das dauernde und für sich Seiende andeutet mit der Zufälligkeit und dem Wechsel der Beziehungen". Er macht darauf aufmerksam, daß selbst so alte philosophische Streitfragen, wie sie über die Sätze: „keine Ursache ohne Wirkung" oder „kein Objekt ohne Subjekt" entbrannt sind, auf der hier in Rede stehenden Vieldeutigkeit beruhen. „Einerseits ist etwas Ursache nur sofern es wirkt; andrerseits bezeichnen wir mit Ursache ein Ding, das dauernde Existenz hat. Sagt man nun: wo keine Wirkung ist, ist auch keine Ursache, so ist dies vollkommen richtig in Bezug auf die Relation; aber es wird unrichtig, sobald es auf die Dinge ausgedehnt wird, welche unter Umständen Ursache werden könnten oder in anderer Hinsicht Ursache sind. Dasselbe ist es — im Gebiete einer andern Relation — mit dem berühmten Satze: ohne Subjekt kein Objekt. — — — — „Ein Reiter zu Fuß" ist ein lächerlicher Widerspruch, wenn ich mit „Reiter" den Mann bloß bezeichnen will,

„Keine Ursache ohne Wirkung" u. s. f.

*) Vgl. den sogenannten *Ἐγκεκαλυμμένος:* Kennst du diesen verhüllten Menschen? Nein. Er ist aber dein Vater; also kennst du deinen Vater nicht. Oder den *ψεύστης:* Epimenides, selbst ein Kretenser sagt: alle Kreter sind Lügner. Ist der Satz wahr, dann hat auch er gelogen und die Kreter reden die Wahrheit; dann ist aber der Satz wieder wahr, Epimenides hat also gelogen u. s. f. ins Unendliche.

so lange er zu Pferde sitzt; bezeichne ich aber damit den Mann, der in der Reiterei dient, so ist es eine ganz selbstverständliche Sache, daß er auch zu Fuß geht. Der Satz: „Kein Objekt ohne Subjekt“ ist in demselben Sinne wahr, wie der Satz: „Ein Reiter kann nicht zu Fuß gehn.“ —

* * *

Metapher.

Als wichtigste Quelle für das Auftreten breiter Grenzgebiete und zahlreicher Sonderbedeutungen muß aber die Uebertragung angesehen werden; nicht nur die Metapher im engeren Sinne, die bildliche Ausdrucksweise, die sich bewußt ist, ein Bild zu gebrauchen, sondern jene ganz unwillkürliche Anwendung eines Wortes auf eine neu auftauchende Vorstellungsgruppe, die mit der bis dahin üblichen Wortbedeutung eine mehr oder minder entfernte Aehnlichkeit hat. Faßt man nur den Begriff der Uebertragung weit genug, so läßt sich wohl jede Art der Vielbeutigkeit auf sie zurückführen.

Eigentliche und bildliche Wortbedeutung.

Zwischen „eigentlicher“ und „übertragener“ oder „bildlicher“ Ausdrucksweise streng zu unterscheiden ist natürlich schon deshalb unmöglich, weil diese Prädicate relativ sind; weil es Uebertragungen von Uebertragungen giebt und der Sinn eines Wortes, den wir heute ursprünglich nennen, in der Regel selbst einmal eine Metapher war, deren Grundbedeutung außer Gebrauch und längst vergessen ist. Aber auch bei ausschließlicher Berücksichtigung der heute üblichen Wortbedeutungen lassen sich „eigentliche“ und

„bildliche“ Ausdrucksweise nur dann auseinanderhalten, wenn die letztere noch als neu und ungewohnt empfunden wird, oder aber, wenn es sich um weit auseinanderfallende, nur durch eine vage Analogie verbundene Vorstellungsgruppen handelt; wenn also z. B. der Ausdruck von körperlichen Dingen auf unkörperliche übergeht oder umgekehrt. Niemand wird im Zweifel sein, welche Redeweise er als bildliche aufzufassen hat, wenn von der Kälte des Schnees und der Kälte eines Empfanges geredet wird; von der Höhe eines Thurmes und der Höhe einer Weltanschauung; von dem Schmutz in der Presse oder dem Schmutz auf der Straße; wenn von schwarzem Undank und schwarzer Tinte die Rede ist, von trockenen Bemerkungen und trockenen Kleidern; von geistigen Getränken und geistiger Arbeit; oder wenn einer sagt, er dürste nach einem Trunke und ein anderer: er dürste nach Rache. Auch wenn von einem „Bilde“ nicht wohl gesprochen werden kann, wie bei „Kirche“ oder „Krankheit“ oder bei „Fuß“ in der Verbindung „7 Fuß breit“, erscheint es selbstverständlich, wo die übertragene und wo die Grundbedeutung zu suchen ist. Handelt es sich aber um Uebertragung eines Ausdrucks auf Vorstellungskreise, die derselben Gattung angehören und in vielfacher Hinsicht ähnlich sind; findet mehr eine Umbildung und allmähliche Verschiebung der Begriffsgrenzen statt: dann gelingt es nicht mehr, hinterher die Bedeutungen auseinander abzuleiten; dann kann man nur die Thatsache eines breiten verschwommenen Grenzgebietes und vielfach verschlungener Untergrenzen aus dem Sprachgebrauche feststellen. Bei

dem Worte „Gewerbe“ *) z. B. sind die Sonderbedeutungen sicher auseinander durch Uebertragungen entstanden — aber Niemand wird im Einzelnen bestimmen können, welche in Rücksicht auf eine andere als die ursprüngliche oder eigentliche zu gelten hat. Und viel schwieriger erscheint dies noch bei Worten wie „Cultur“, „Civilisation“, „Natur“, „Recht“, „Geist“, „Wesen“, „Ehre“, oder bei der ganzen Sippe auf „ismus“: Realismus, Idealismus, Naturalismus, Sozialismus, Anarchismus u. s. f., die wegen ihrer Vieldeutigkeit schon berüchtigt ist. —

* * *

Bedeutungswechsel.

Alle Worte — so lehrt die Sprachwissenschaft — unterliegen einem langsamen aber unaufhaltsamen Bedeutungswandel. Ein Ausdruck nimmt neue Merkmale auf, läßt andere fallen, verschiebt seinen Sinn in ewigem Wechsel. Und dieser Bedeutungswandel wird nicht zum wenigsten durch das Streben der Sprache bewirkt, sich *verschiedenen* Zwecken, wissenschaftlichen, poetischen, rhetorischen anzupassen. Einander direkt widerstreitende Einflüsse sind dann gleichzeitig wirksam. Man wird ebenso

Verengung und Erweiterung der Grenzen.

oft das Bestreben nach einer *Verengung* wie nach einer *Erweiterung* der Wortbedeutungen nachweisen können. Auf der einen Seite ist die Tendenz unverkennbar, den Wortsinn dauernd festzulegen und ihn scharf abzugrenzen, um eine unzweideutige Denk- und Ausdrucksweise zu ermöglichen, wie sie als Ideal die exakten

*) Vgl. die Analyse dieses Wortes im dritten Abschnitt.

Wissenschaften darbieten; auf der anderen Seite sprengt die Fülle neuer Thatsachen und die Aufdeckung neuer Beziehungen immer wieder die alten Begriffshülsen. Und der ewig sich erneuernde metaphorische Wortgebrauch macht zwar die Sprache immer reichhaltiger, feiner, ausdrucksvoller, aber auch unklarer, indem er die Grenzlinien verwischt und verrückt.

Ist aber die lebendige Entwickelung einer Sprache mit einem immer sich erneuernden Bedeutungswechsel der Worte verknüpft, dann ist auch die Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks ein durchaus normaler und nothwendiger Zustand. Die Thatsache unklarer Grenzgebiete, vielfacher Untergrenzen und Sonderbedeutungen der Worte erscheint als unvermeidliche Begleiterscheinung für das organische Leben und das gesunde Wachsthum der Sprache.

* * *

So offenkundig und einleuchtend aber auch alle diese Erscheinungen sind, immer wieder begegnet man der Anschauung, als sei Vieldeutigkeit doch nur die Ausnahme und Eindeutigkeit des Wortsinnes die Regel. Thatsächlich bilden aber die Ausdrücke, die nur *einen* logisch vollkommenen Begriff bezeichnen, einen verschwindenden Bruchtheil aller Worte. Man könnte zu ihnen allenfalls Zahlworte rechnen und jene wissenschaftlichen Fachausdrücke, die in die Alltagssprache niemals eingehn, wie „Potential", „Elliptische Funktion", „Wismuthoxyd" u. s. f. Im übrigen hat natürlich auch die Wissenschaft den größten Theil ihrer Ausdrücke mit der Alltagssprache gemein, sie verwendet

Eindeutige Worte.

sie nur in specialisirter Bedeutung; und es bedarf für die gegenwärtigen Betrachtungen wohl keiner Betonung, daß Worte wie Kreis, Gold, Besitzer u. s. f. je einen anderen Gesammtumfang haben, als den in der Mathematik, Chemie oder Jurisprudenz üblichen. So viel schärfer aber auch in der Regel der wissenschaftliche Sprachgebrauch ist als der des Alltags: ganz eindeutige, dem logischen Ideal entsprechende Ausdrücke weisen nur die Mathematik und die exakten Naturwissenschaften auf; bei den reicheren Begriffen der übrigen Wissenschaften sind kleine unklare Grenzgebiete ganz unvermeidlich.

Schwierigkeit der Definition.

Wer sich's zum Bewußtsein bringen will, daß auch die ganz einfachen und anscheinend ganz bestimmten Worte wie „Tisch" oder „Stuhl" keine festen Grenzen haben, der versuche sie selbst zu definiren und lasse gleichzeitig andere zum Vergleiche dies thun. Die auftauchenden Schwierigkeiten sind der Grund, weshalb Lehrbücher der Logik fast immer nur mathematische Begriffe als Beispiele für Definitionen geben. Man mag für ein Wort wie „Tisch" eine Definition aufstellen, welche man will; immer wird sie von Anderen als zu weit oder zu eng angefochten werden können *).

Nun ist's gewiß nicht sehr einladend, sich mit solchen Wortklaubereien und Silbenstechereien zu befassen. Und gar die Frage aufzuwerfen, welche Abgrenzung für Tisch die zweckmäßige oder richtige sei, erscheint wohl den meisten als eine höchst belanglose, ja alberne logische Spielerei.

*) Vergl. den Abschnitt III.

Aber man darf nicht vergessen, daß solche Untersuchungen täglich in großer Zahl vorgenommen werden müssen: bei der Auslegung von Zolltarifen, bei patentrechtlichen Fragen, bei strafrechtlichen Entscheidungen. Wohl und Wehe vieler Personen hängt an einer Definition. Und man kann sagen, daß ein sehr beträchtlicher Theil der gesammten richterlichen Thätigkeit in der Sisyphusarbeit beruht, Begriffsgrenzen zu suchen oder sie zu schaffen. Ich denke dabei weniger an specifisch juristische Begriffe, die dem Alltagsgebrauch entrückt sind wie dolus eventualis, Vorbereitungshandlung, Nöthigung u. s. f., obgleich auch diese meist von zweifelhafter Bestimmtheit sind, und der Laie meist mit Verwunderung aus den Compendien ersieht, wie jede Begriffsbestimmung, die irgend ein namhafter Jurist als richtig aufstellt, von einem anderen nicht minder namhaften Juristen angefochten wird. Ich meine vielmehr jene zahllosen Alltagsworte, die an irgend einer gesetzlichen Bestimmung eine Stelle gefunden haben. Was ist ein Angehöriger, wer ein Dienstbote? Was ist ein Geheimniß, ein Gebäude, eine bewegliche Sache? Was heißt „bei Nacht"? Es ist leicht, in einer gesetzlichen Bestimmung von Handwerks- und Fabrikbetrieb zu reden; aber soll man einzelne Betriebe kennzeichnen, tritt sofort das breite unklare Grenzgebiet dieser Worte störend ins Bewußtsein.

Notwendigkeit der Wortbestimmung.

Ganz besonders groß sind die Schwierigkeiten, die sich bei der Auslegung neuer Gesetze ergeben. Der Gesetzgeber übernimmt die Worte wohl meist ohne eine Ahnung von der Tragweite ihrer Wirkung aus der Alltagssprache,

Neue Gesetze.

er kann und will sie meist nicht definiren; der Richter aber hat für die Bestimmung ihrer Bedeutung in der ersten Zeit noch nicht jene Richtlinien, die er bei älteren Gesetzen aus der bisherigen Rechtsprechung und den Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe in analogen Fällen entnimmt. Man betrachte etwa eine Stelle aus dem relativ neuen Gesetze vom Schutze der Gebrauchsmuster:

„Modelle von Arbeitsgeräthschaften oder Gebrauchsgegenständen, oder von Theilen derselben, werden, insoweit sie den Arbeits- oder Gebrauchs-Zwecken durch eine neue Gestaltung, Anordnung oder Vorrichtung dienen sollen, als Gebrauchsmuster geschützt." —

Hier ist beinahe jedes Wort fragwürdig. Ich empfehle dem Leser irgend eines der verwendeten Worte — vorläufig ohne Rücksicht auf das Gesetz — abzugrenzen. Was heißt etwa „Gebrauchsgegenstand"?*)

Gebrauchsgegenstand.

*) Man stellt oft „Gebrauch" im Gegensatz zu „Verbrauch"; soll also auch zwischen „Gebrauchsgegenständen" und „Verbrauchsgegenständen" unterschieden werden? Man wird ein Brod oder andere Eßwaaren kaum als Gebrauchsgegenstände benennen hören, wohl aber Bleistifte oder Federn, die indessen auch verbraucht werden. „Gegenstand" weist auf einen räumlich abgegrenzten Körper von fester Form hin — sollen also Gyps oder Tinte von den Gebrauchsgegenständen ausgeschlossen werden? Beweglichkeit wird wohl als ein wesentliches Merkmal zu gelten haben: eingemauerte Steine, Treppenstufen, Thürpfosten, Gasleitungen sind zwar Dinge, die man gebraucht, heißen aber kaum Gebrauchsgegenstände. Indessen — Kleiderhaken und Thürschlösser sind unbeweglich und werden doch wohl vielfach unter die Gebrauchsgegenstände gerechnet. Relative Kleinheit und Handlichkeit scheinen Kennzeichen abzugeben: man kann ein Ruder, allenfalls einen Kahn,

Der Laie und Sprachphiloſoph iſt in der glücklichen Lage, eine Begriffsbeſtimmung ablehnen und ſich mit der Feſtſtellung begnügen zu können, daß das fragliche Wort ein ſehr breites Grenzgebiet und zahlloſe Untergrenzen aufweiſt. Der Richter freilich *muß* wohl oder übel eine Entſcheidung fällen, was gegebenen Falles ein Gebrauchsgegenſtand ſei. Daß dieſe dann nur unvollkommen ſein kann und den Charakter der Willkür, ja der Laune trägt, iſt unvermeidlich. Verwunderlich iſt nur die ſtellenweiſe zur Schau getragene abſprechende Sicherheit des Urtheils.

Die Wortgrenze als Problem.

Ueberall da, wo Populärbegriffe einer ernſthaften Bearbeitung unterzogen werden, taucht ein unklares Grenzgebiet auf und die Schaffung ſchärferer Grenzen wird

---

nimmermehr aber ein Dampfſchiff einen Gebrauchsgegenſtand nennen. Leider ſind nur dieſe Kennzeichen gar zu relativ und unbeſtimmt. Seltſam iſt es, daß das Geſetz Arbeitsgeräthſchaften und Gebrauchsgegenſtände als nebengeordnete Begriffe behandelt; für den gemeinen Sprachgebrauch ſind Arbeitsgeräthe, wie Modellirhölzer, Zangen, Schraubenzieher, doch gewiß Gebrauchsgegenſtände. Wie ſteht es aber mit Spielzeug oder Lehrmitteln? Man wird vielfach geneigt ſein, unter „Gebrauch“ nur eine Benutzung zur Befriedigung „gemeiner“, „alltäglicher“, alſo nicht wiſſenſchaftlicher oder äſthetiſcher Bedürfniſſe zu verſtehen. In der That nennt Niemand anatomiſche Wachsmodelle oder Gerippe, die zu Lehrzwecken „gebraucht“ werden, „Gebrauchsgegenſtände“. Andrerſeits thut man dies fraglos mit wiſſenſchaftlichen Apparaten, wie Fernrohren, Mikroſkopen u. ſ. f. Ganz ſicher auszuſchließen ſind reine Kunſtwerke, aber auch alle jenen Dinge, deren Gebrauch ſich darin erſchöpft, daß man ſie betrachtend genießt: Bilderbogen, Makartſträuße, Tafeln mit ſinnigen Aufſchriften, wie „Menſch, ärgere Dich nicht!“, Broncen, Bände lyriſcher Gedichte u. ſ. f. Hingegen iſt es zweifelhaft, ob Luxusgegenſtände immer einen Gegenſatz von Gebrauchsgegenſtänden bilden: ich meine, daß man Ringe oder koſtbare Berloques vielfach ſo bezeichnet.

zum Problem. Die oberflächlichen Unterscheidungsmerkmale zwischen Pflanze und Thier, die Jedermann unmittelbar einleuchten, und die Jahrtausende lang ausreichend erschienen, versagen auf einer höheren Stufe wissenschaftlicher Erkenntniß völlig. Und so wird meistens der Laie meinen, ein Wort habe eine einfache Bedeutung mit festumrissenem Umfang und klarem Inhalt, wo der Fachmann nur ein Zeichen für einen unbestimmten, zerfließenden Complex von Vorstellungen erblickt.

* * *

Mißverständnisse und Streitigkeiten.

Daß Vieldeutigkeit der Worte die Quelle der überwiegenden Mehrzahl aller Mißverständnisse und Streitigkeiten bildet, braucht nach alledem nicht besonders betont zu werden. Aber so allseitig in der Theorie auch diese Thatsache bekannt ist, so selten werden in der Praxis die Folgerungen gezogen. Täglich, stündlich streitet man nur um Worte. Es ist gradezu räthselhaft, wie selten Gegner auf die vom anderen beliebte Abgrenzung der Wortbedeutungen einzugehen im Stande sind, wie selten ein Unterschied in der Terminologie überhaupt bemerkt wird, mag er noch so klar zu Tage liegen. Jeder kennt ja jene langathmigen, oft mit Erbitterung geführten Debatten über die nichtigsten Themen, etwa von der Art, ob Dilettanten

Der Dilettant.

Wissenschaft oder Kunst bereichert hätten; wobei auf der einen Seite Personen ins Auge gefaßt werden, die ein Fach nur oberflächlich und ohne gründliche Vorkenntnisse betreiben, während von der anderen unter Dilettanten Personen verstanden werden, die nicht von Berufs wegen,

sondern aus Liebe zur Sache sich einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Thätigkeit hingeben. Oder man gehe in irgend eine Volksversammlung, in der von Sozialismus oder Sozialdemokratie die Rede ist. Man kann mit Sicherheit erwarten, daß die Gegner über Revolution, Evolution, materialistische Geschichtsauffassung verschiedene Begriffe haben und in zeitraubenden erfolglosen Debatten immer wieder aneinander vorüber reden.

Revolution u. s. f.

Mit naiver Unkenntnis und Denkunfähigkeit vereinigen sich meist noch Rechthaberei und Ueberzeugungswuth, um die natürlichen Unvollkommenheiten der Sprache zur Erschleichung von Behauptungen und Durchführungen von Scheinbeweisen auszubeuten. Nicht auf Grund einer bestimmten Wortbedeutung wird eine Behauptung aufgestellt, sondern um der Behauptung willen wird die Bedeutung eines Wortes künstlich ausgedehnt oder erweitert. Wer den Satz vertheidigt, daß Zufriedenheit der Culturentwickelung hinderlich sei, muß naturgemäß mit „Zufriedenheit" einen anderen Sinn verbinden, als wer sie als eine herrliche Eigenschaft des Gemüthes preist. Und um die Revolution zu verdammen, hat man dies Wort natürlich anders abzugrenzen, als wenn man sie verherrlichen will. Aber ich wiederhole: eine ganz räthselhafte Erscheinung ist es, daß dieses Spiel mit Worten nicht öfter durchschaut wird. Und daß es in der Wissenschaft oft nicht anders zugeht — welcher Unbefangene möchte dies leugnen?

Ursachen des Wortstreits.

* * *

Am verfänglichsten ist die versteckte Vieldeutigkeit jener Worte, die wir ununterbrochen im Munde führen, und die recht eigentlich als eindeutig gelten. Hierzu gehören solche Worte wie „sein“ oder „existiren“. Stellt man Fragen auf: ob Romulus oder Tell wirklich *existirt* haben, oder ob auf dem Mars lebende Wesen *seien*, so erscheinen freilich die hier in Rede stehenden Ausdrücke durchaus klar und eindeutig. Trotzdem giebt es wenige Worte, die das Denken mehr verführt und irregeführt haben, als grade die genannten. Auch der philosophisch ganz Ungeschulte kann sich ihre Vieldeutigkeit unschwer zum Bewußtsein bringen. Man denke nur an die Fälle, wo es gilt, das „Sein“ gegen den „Schein“ bezw. die „Erscheinung“, oder das „Sein“ gegen das „Denken“ abzugrenzen. Man kann z. B. einen Regenbogen im Gegensatz zu den Bäumen des Horizonts oder anderen körperlichen Gegenständen als einen Schein, als ein „eigentlich gar nicht existirendes Ding“ kennzeichnen, das „nur in meinen Augen“ oder „nur in meiner Vorstellung“ besteht. Aber einem geträumten oder als Hallucination gesehenen Regenbogen gegenüber ist der wirkliche wieder der eigentlich seiende, während der geträumte zum Schein, zum „eigentlich gar nicht“ oder „nur in meinem Kopfe“ existirenden Dinge herabsinkt. Und doch kann auch dieser wieder den Charakter des „Seienden“ annehmen, wenn er einem rein erdichteten oder erlogenen Regenbogen gegenübergestellt wird.

Sein und existiren.

Oder man nehme an, daß Jemand aus den Gedankenkreisen der elementaren Geometrie heraus einen der

bekannteſten Sätze in der Form ausſpreche: Nur Dreiecke mit einer Winkelſumme von 2 Rechten „exiſtiren wirklich“. Er könnte hinzufügen: Dreiecke von einer größeren oder kleineren Winkelſumme exiſtiren nicht, oder polemiſch gegen eine nicht Euklidiſche Geometrie: ſie exiſtiren nur in der Vorſtellung Lobatſchewski's. Derſelbe könnte zu anderer Zeit von den ebenſo bekannten Gedanken ausgehen, daß alle geometriſchen Gebilde nur Abſtraktionen ſeien, daß jedes noch ſo vollkommen gezeichnete Dreieck ſtreng genommen nur ein Körper (etwa aus Graphit oder Tuſche beſtehend) ſei; und er könnte dann die durchaus verſtändige und bekannte Behauptung aufſtellen: kein Dreieck exiſtirt in Wirklichkeit; ſie alle beſtehen nur in unſerer Vorſtellung. Hiermit vergleiche man dann Ausſagen von der Art: Zeus, der Pegaſus, die Seeſchlange exiſtiren nur in unſerer Vorſtellung, ſie exiſtiren nicht in Wirklichkeit; aber der uns umgebenden Thier- und Körperwelt, z. B. dem Stuhl, auf dem ich ſitze, kommt wirkliche Exiſtenz zu. Hängt indeſſen die Perſon, von der alle dieſe Ausſagen herrühren, einem philoſophiſchen Idealismus an, für den etwa die Sätze „esse = percipi“, oder „die Welt iſt meine Vorſtellung“ als Wahrheit gelten, dann kann ſie wiederum aus dieſen Gedankenkreiſen heraus die Behauptung aufſtellen: „die geſammte uns umgebende Körperwelt, auch der Stuhl, auf dem ich ſitze, exiſtiren eigentlich gar nicht: ſie exiſtiren nur in unſerer Vorſtellung“.

Bei Gegenüberſtellung ſolcher Sätze, die dem Wortlaute nach ſich durchaus widerſprechen, aber doch im

jeweiligen Zusammenhange richtig verstanden ihren guten Sinn haben, springt wohl Jedermann die Vieldeutigkeit der fraglichen Ausdrücke in die Augen. Das wirkliche „Vorhanden-Sein“ der Dreiecke mit einer Winkelsumme von zwei Rechten ist ein anderes als das des Regenbogens, und ein anderes als das eines Stuhles. Und wenn ein philosophischer Idealist nur dem „Dinge an sich“ *eigentliche* und *wirkliche Existenz* zuspricht, den realen Körperdingen aber als „Erscheinungen“ nur ein *Sein in unserer Vorstellung* anweist, so muß er diese Worte natürlich in völlig verschiedenem Sinne gebrauchen, als wenn er sie auf Zeus oder auf abstrakte Gebilde oder auf Sinnestäuschungen oder auf Hallucinationen anwendet.

Es läge sehr im Interesse klarer gegenseitiger Verständigung, wenn bei Untersuchungen und Debatten über die Existenz gewisser Erscheinungen die Bedeutung des Seinsbegriffes vorher besprochen und festgestellt würde. Aber man verfolge den thatsächlichen Verlauf von dergleichen Streitigkeiten: ob es eine Seele, einen Gott, einen Teufel gäbe; ob Kräfte, Atome, ein „Ding an sich“ thatsächlich vorhanden seien; ob man Geistern und spiritistischen Manifestationen Realität zusprechen dürfe; ob imaginäre Zahlen oder Differentiale wirklich existirten u. s. f. Immer wird man finden, daß grade der Sinn des „Seins“ als selbstverständlich und unzweideutig klar vorausgesetzt wird. Bedenkt man vollends die Rolle, welche der Seinsbegriff alle Zeit in der Philosophie gespielt hat vom „reinen“ Sein der Eleaten an bis zur modernen Erkenntnißtheorie;

denkt man etwa an die jahrhundertlangen Fehden der Nominaliſten und Realiſten über die „Exiſtenz“ der Allgemeinbegriffe oder an die Logik Hegels, die ausgeht vom Sein, das identiſch iſt mit dem Nichts und das übergeht in das Daſein und dann in das Für-ſich-ſein u. ſ. f.: bedenkt man alle dieſe Theorien und Probleme, dann wird man die Behauptung nicht übertrieben finden, daß die Worte Sein und Exiſtiren zu den vieldeutigſten und unklarſten gehören, die wir überhaupt beſitzen.

* * *

Die Copula.

Nicht unerwähnt laſſen will ich ſchließlich, daß auch die ſ. g. Copula „iſt“ mehrere Bedeutungen hat, und daß ſelbſt berühmte Logiker der Verkennung dieſer Thatſache zum Opfer gefallen ſind. Stuart Mill ſchreibt in dem Capitel ſeiner „Logik“ *), der über abſtracte und concrete Namen handelt, den ſeltſamen Satz: „Weiß iſt der Name eines Dinges oder vielmehr von Dingen; Weiße iſt der Name einer Eigenſchaft oder eines Attributes dieſer Dinge.“ Man verſteht zuvörderſt nicht recht, was es bedeutet, daß „weiß“ der Name von Dingen und nicht einer Eigenſchaft ſein ſoll, aber die Erklärung liegt in den folgenden Sätzen:

(Stuart Mill.)

„Wenn wir ſagen: Schnee iſt weiß, Milch iſt weiß, Leinewand iſt weiß, ſo wollen wir damit nicht verſtanden haben, daß Schnee, Milch oder Leinewand eine Farbe ſei; wir meinen, daß ſie Dinge ſind,

*) I. Cap. 2. § 4.

welche dieſe Farbe beſitzen. Das Umgekehrte iſt der Fall bei dem Worte Weiße. Nicht vom Schnee, ſondern von der Farbe des Schnees behaupten wir, daß ſie „Weiße“ ſei. Weiße iſt daher ausſchließlich der Name der Farbe; weiß aber iſt ein Name aller Dinge, die die Farbe haben; ein Name nicht der Eigenſchaft Weiße, ſondern eines jeden weißen Gegenſtandes.“

Ich meine, daß dieſe ganze wunderliche und künſtliche Gleichſetzung von „weiß“ und „weiße Dinge“ nur auf der ganz irrthümlichen Vorausſetzung beruht, daß „iſt“ immer dieſelbe Bedeutung hat und die Unterordnung zweier Begriffe anzeigt. Aber die Copula ſpielt eine mehrfache logiſche Rolle und drückt ganz verſchiedene Beziehungen aus. In den Sätzen:

1. Das Quadrat iſt ein gleichſeitiges rechtwinkliges Viereck,
2. Der Fiſch iſt ein Wirbelthier,
3. Die Bewegung iſt ſchnell,

beſagt „iſt“ einmal Identität, dann Unterordnung und ſchließlich die Beziehung, die zwiſchen einer Vorſtellung und einem ihrer Merkmale obwaltet. Und in dieſem letzten Sinne muß ſelbſtverſtändlich „iſt“ im Satze „der Schnee iſt weiß“ verſtanden werden. Wenn Stuart Mill ſich aber nur die Wahl läßt, unter dieſem Satze entweder den Unſinn „Schnee iſt eine Farbe“ oder das Urtheil „Schnee iſt ein Ding“ zu verſtehen, ſo ſteht er ganz im Banne des Vorurtheils, als ſei „iſt“ immer ein Ausdruck für logiſche Unterordnung. Er verkennt eben die Mehrdeutigkeit der Copula.

* * *

Angesichts der großen Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks erscheint die Frage nicht unberechtigt, wie denn eine Verständigung überhaupt möglich sei. Woher weiß der Hörer im bestimmten Einzelfalle, welche von den denkbaren, oft zahlreichen Bedeutungen eines Wortes der Redende zum Ausdruck habe bringen wollen? Wie ist Verständigung möglich?

Vor allem ist es natürlich der Zusammenhang der Rede, der für die richtige Auffassung die nöthige Richtlinie giebt. Oft genügt schon die Kenntniß des allgemeinsten Gedankenkreises, in dem ein Wort zur Verwendung kommt, oder allein das Bewußtsein, von welcher Person oder unter welchen äußeren Umständen es gebraucht wird, um ein unmittelbar richtiges Verständniß zu bewirken. Es ist selbstverständlich, daß das Wort „Ehe" im Munde eines Anthropologen etwas anderes besagt als im Munde eines Juristen, etwas anderes als im Munde eines Priesters. Und oft ist schon die Beifügung von ein oder zwei Attributen oder die Bildung eines einfachen Satzes für die Bestimmung der Sonderbedeutung eines Wortes völlig ausreichend. Die Wortbedeutungen bedingen sich gegenseitig und schränken einander ein. Und es ist ebenso richtig zu sagen, daß der Sinn der gebrauchten einzelnen Ausdrücke vom Sinn des ganzen Satzes abhängig sei, wie daß der Sinn des Satzes von der Bedeutung der gebrauchten Worte abhänge. Man vergleiche die Sätze: Der Zusammenhang der Rede.

1. Jeder Deutsche ist wehrpflichtig; „Der Deutsche."
2. Die Deutschen lieben es, Nebensätze ineinander zu schachteln;
3. Die Deutschen sind Arier.

Niemandem kann es zweifelhaft sein, in welchem dieser Sätze unter den Deutschen Rasse-Deutsche, deutsch Redende oder Reichsbürger zu verstehen seien. Und insofern heißt Worte verstehen, ihren Sinn aus dem Zusammenhang errathen.

* * *

Kenntniß der Wortgrenzen überflüssig.

Im übrigen muß man bei der Frage nach der Möglichkeit gegenseitiger Verständigung bedenken, daß in vielen, ja den meisten Fällen, wo wir ein Wort gebrauchen, eine Kenntniß des Wortumfanges und ein Auseinanderhalten der verschiedenen Bedeutungen überflüssig ist. Es kann Jemand mit einem Ausdruck einen ganz falschen Begriff verbinden, indem er z. B. die Grenzen viel zu eng zieht, und er kann doch viele Sätze, die das fragliche Wort enthalten, richtig und sinngemäß verstehen und selbst Sätze dieser Art aussprechen. Hier kommt alles auf den

Nur der Zweck maßgebend.

Zweck an, den ein Ausdruck verfolgt: ob er als Subjekt gebraucht wird oder als Prädikat; ob er in allgemeiner Bedeutung steht oder eine Einzelvorstellung vertritt, ob er dazu dient, im Hörer einen Denkproceß anzuregen oder ein einzelnes Phantasiebild zu erzeugen.

„Gothisch."

Man vergleiche die Wirkung des Wortes „gothisch" in den folgenden Sätzen:

1. Die Cathedrale St. Pierre in Caen ist ein Bau in gothischem Stil;
2. In einem hochgewölbten gothischen Zimmer Faust unruhig auf seinem Sessel am Pult.

Um den ersten Satz zu verstehen, ist eine genaue

Bekanntſchaft mit Inhalt und Umfang des Wortes „gothiſch“ ganz unerläßlich. Je nach der Art und Weiſe, wie man die Grenzlinien ſeiner Bedeutung zieht, wird man der Charakteriſirung der fraglichen Cathedrale als einer gothiſchen beipflichten oder nicht. Ganz anders beim zweiten Satze, der kurz die Umgebung ſchildert, in der ſich der erſte Auftritt des Goethe'ſchen „Fauſt“ abſpielt. Wer nur ein oder zwei gothiſche Gemächer geſehen hat und einen ganz oberflächlichen, einſeitigen, alſo nach Anſicht der Kunſtgelehrten „falſchen“ Begriff mit dem Worte „gothiſch“ verbindet, kann doch den Sinn des fraglichen Satzes voll erfaßt haben und ihn beſſer „verſtehen“ als Einer, der Weſen und Entwickelung der Gothik eingehend ſtudirt hat. Denn der von Goethe beabſichtigte Zweck der in Rede ſtehenden Zeilen erſchöpft ſich ausſchließlich darin, im Hörer ein mehr oder minder verſchwommenes Phantaſiebild eines Studirzimmers zu erzeugen, das als ſtimmungsvoller Hintergrund für Fauſts nächtliche Monologe zu dienen vermag. Ob aber die dabei vorgeſtellten Formen der Architektur und des Mobiliars auf dem Kern oder dem Grenzgebiet des Wortes „gothiſch“ ihren Platz haben, ob ſie rein oder unrein, ob ſie früh- oder ſpätgothiſch ſind, ob der Hörer überhaupt etwas von den Grenzlinien des Begriffes „gothiſch“ weiß oder nicht, iſt völlig bedeutungslos.

Aber auch dann, wenn nicht ſowohl Beſchreibungen oder erzählende Mittheilungen gemacht, ſondern allgemeine Urtheile aufgeſtellt werden ſollen, wird oft das unklare Grenzgebiet und die Vielheit der Grenzen keine ſtörende

Rolle spielen. Man denke an einen Satz, wie den vielfach citirten Ausspruch Bismarcks:

„Wir Deutsche.“

„Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“,

und vergleiche ihn vom logischen Standpunkte aus mit den oben angeführten Sätzen, die als gemeinsames Subjekt ebenfalls „die Deutschen“ aufwiesen. Wollte Jemand die hier sehr läppisch erscheinende Frage aufwerfen, ob unter „den Deutschen“ nur die Reichsdeutschen oder die Rasse-Deutschen zu verstehen seien, und ob der Satz auf die wendische Bevölkerung Sachsens oder die Deutschen Böhmens ebenfalls Bezug nehme: so würde wohl auch der Urheber nur antworten können, daß er an alle diese Unterschiede überhaupt nicht gedacht habe. Und so wird es sich in den meisten Fällen verhalten, bei denen das Wort „Deutscher“ Verwendung findet: man hat nur den Kern der Wortbedeutung im Auge und läßt das zweifelhafte Grenzgebiet als belanglos ganz außer Betracht. Liegt es doch oft grade in der Absicht des Redenden, eine nur ganz unbestimmte Gruppe von Vorstellungen im Hörer auftauchen zu lassen. In diesem Sinne möchte ich einen bestimmten und absichtlich unbestimmten Wortgebrauch unterschieden wissen.

Bestimmter und unbestimmter Wortgebrauch.

In Dichtungen und bei rednerischen Leistungen, kurz überall da, wo es weniger darauf ankommt, Einsichten zu vermitteln, als die Phantasie anzuregen und auf den Willen zu wirken, bildet der unbestimmte Wortgebrauch die Regel, und die Vieldeutigkeit der Worte spielt keine störende Rolle. Dasselbe gilt auch im Allgemeinen von der Sprache des Alltags. Hierdurch verführt, meinen

dann freilich Viele, sie könnten auch dann Grenzgebiete und Untergrenzen der Worte außer Acht lassen, wenn es sich darum handelt, Erkenntnisse zu vermitteln und Sätze zu formulieren, die wenigstens annähernd Urtheile im Sinne der Logik sein sollen. In solchen Fällen will ich von einem verworrenen Wortgebrauch reden und ihn ausdrücklich dem unbestimmten gegenüberstellen. Ich meine also jenen Wortgebrauch, bei dem der Sprechende zwar bestimmte Aussagen machen will und solche auch zu machen glaubt, thatsächlich aber ununterbrochen die engeren Wortbedeutungen verwechselt und unklar zwischen den verschiedenen Wortgrenzen hin- und herschwankt. Logisch und wissenschaftlich Ungeschulte sind naturgemäß an die Thatsache gewöhnt, daß für ihre Zwecke der unbestimmte Wortgebrauch ausreicht: sie meinen dabei die Sprache völlig zu beherrschen und haben keine Vorstellung von den Schwierigkeiten einer exakten und folgerichtigen Ausdrucksweise. Indem sie die Sprache als Verständigungsmittel überschätzen, huldigen sie dem naiven Glauben, als müsse Jeder beim Hören ihrer Worte denselben vagen Complex von Vorstellungen erzeugen, der ihnen beim Gebrauch der fraglichen Ausdrücke zufällig durchs Bewußtsein zog. Für diese ist, falls sie einmal exakt reden wollen oder sollen, der verworrene Wortgebrauch durchaus der natürliche; er ist aber auch bis in alle Kreise der wissenschaftlich Gebildeten in Uebung. Es wird wenig Aufsätze in Wochenschriften, wenig Leitartikel in Tagesblättern, wenig Reden in Parlamenten und Versammlungen geben, die nicht zahlreiche Beispiele für diesen verworrenen Wort-

Verworrener Wortgebrauch.

Liberalismus

gebrauch lieferten. Man redet von „Liberalismus“ und meint bald eine allgemeine Welt- und Lebensauffassung, bald eine abstracte politische Lehre, dann wieder eine oder mehrere nur historisch zu begreifende Parteien oder ihre Führer. Die Einheit des Wortes verleitet dazu und erleichtert es, den Liberalismus verschiedener Zeiten und Völker wesensgleich zu setzen, und so bezieht man Aussagen, die den Liberalismus von 1848 treffen, auf den heutigen und solche, die für den deutschen einen Sinn haben, auf den französischen; wodurch es natürlich möglich wird, sowohl vom liberalen wie vom gegnerischen Standpunkte aus Alles Wünschenswerthe zu beweisen oder zu widerlegen.

Trugschlüsse.

Hier ist der Boden, wo alle Arten von Trugschlüssen üppig gedeihen. Wer freilich nur die in den schulmäßigen Darstellungen der Logik gewöhnlich gegebenen rohen Beispiele für die „quaternio terminorum“ im Auge hat, wird kaum geneigt sein anzunehmen, daß ein sehr großer, vielleicht die größere Zahl aller Schlüsse nur durch die Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks möglich wird. Wer aber den Blick sich schärft und seine Aufmerksamkeit darauf einstellt, wird allenthalben feine und rohe Erschleichungen feststellen können. Zumal bei Deductionen, welche die Rettung irgend eines Satzes bezwecken, wird im freudigen Drange der Beweisführung die Grenze eines Wortes nach Bedürfnis bald hierhin, bald dorthin geschoben. Man verfolge etwa den Gang einer Abhandlung von der Art, ob Wunder möglich seien. Da wird zunächst die Bedeutung des Wortes Wunder sehr weit gefaßt: es

Das Wunder.

wird Alles darunter verstanden, was sich nicht erklären läßt. Und da man eine Causalreihe nicht ins Unendliche verfolgen kann, ist natürlich in einer Hinsicht jede Natur-Erscheinung ein Wunder. Ist aber erst einmal die Prämisse von der Existenz der Wunder anerkannt, dann wird plötzlich unter dem fraglichen Worte ein Ereigniß verstanden, das gegen die Regelmäßigkeit der Naturgesetze verstößt, und es wird die Fiktion aufrecht erhalten, als seien auch diese Wunder schon zugegeben. Die Verwandlung einer Apfelblüthe in einen Apfel ist „wunderbar" und geschieht doch täglich, also ist auch das Wunder möglich, daß der Apfelbaum Kirschen trägt. Dergleichen Deductionen werden aber tausendfältig täglich und stündlich geübt und ebenso oft überzeugt entgegengenommen.

* * *

Anregende Mißverständnisse.

Im Uebrigen möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß die Vieldeutigkeit der Worte und eine Vermengung ihrer Grenzen stellenweise auch gute Seiten aufzuweisen hat. Jede interessante Unterhaltung setzt als Stimulans eine gewisse Unklarheit und gegenseitiges Mißverstehen voraus: Alles klar heißt Alles zu Ende. In einer Zeitschrift war jüngst eine Debatte über „Massenpolitik" zu lesen, die nach anregenden Mißverständnissen viel Interessantes und Belehrendes zu Tage förderte. Sie wäre unmöglich zu Stande gekommen, wenn im ersten Aufsatz das Wort Massenpolitik eindeutig erklärt worden wäre, und alle Betheiligten diesen Begriff angenommen hätten. Alles klar hieße Alles zu Ende.

Stilistische Verwendung der Mehrdeutigkeit.

Sodann läßt sich auch die Mehrdeutigkeit der Worte bewußt zu stilistischen Zwecken verwerthen: Witzworte, geistreiche Aussprüche, Antithesen und Paradoxien beruhen auf ihr:

„Welche Religion ich bekenne? — Keine von Allen
Die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion!"

Dergleichen scheinbare Widersprüche wirken immer reizvoll. Ich darf hierüber wohl auf meinen Aufsatz „über das Geistreiche" verweisen*).

* * *

Faßt man einseitig die Zwecke der Erkenntniß und ihrer Vermittelung ins Auge, so erscheint die Sprache fast immer als ein unvollkommenes Werkzeug. Aber freilich ist die Sprache auch nicht allein um der Wissenschaft willen da. Sie ist aus praktischen Bedürfnissen erwachsen und dient ihnen auch heute noch in erster Linie; wohl paßt sie sich mehr und mehr feineren und höheren Zwecken an, aber zu ihnen gehören nicht bloß wissenschaftliche, sondern auch künstlerische. Poesie aber und Redekunst verlangt von den Worten andere Eigenschaften, als daß sie unzweideutige und scharfumrissene Begriffe darstellen. Und so ist es nur verständlich, daß das Werkzeug, das den Bedürfnissen des Alltags in ausgezeichneter Weise dient, das auch gleichzeitig mannigfachen

*) K. O. Erdmann, Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays.

anderen Zwecken in ausreichender Weiſe genügt, unmöglich auch noch den Anſprüchen einer verwickelten und zergliedernden Denkarbeit gewachſen ſein kann, wie ſie von einem doch nur ſehr kleinen Bruchtheile des Menſchengeſchlechts betrieben wird. Seltſam und unerquicklich iſt es nur, daß ſo Wenige dieſe Einſicht beachten und praktiſche Folgerungen aus ihr zu ziehen gewillt ſind.

2. Die verschiedene „Supposition“.

Wie schon kurz erwähnt, kann jedes Wort, auch abgesehen von der Bezeichnung verschiedener Begriffe, noch mehrere Rollen übernehmen, also Verschiedenes zum Ausdruck bringen.

„Der Hund bellt.“

Man nehme irgend einen alltäglichen Satz, etwa „der Hund bellt“. Es ist nicht schwer, aus ihm eine ganze Reihe von Bedeutungen herauszulesen, aber zwei davon springen jedermann in die Augen: der Satz kann erstens die Mittheilung enthalten, daß ein ganz bestimmter Vierfüßler augenblicklich dabei ist zu bellen; er kann aber auch ein naturgeschichtliches Urtheil darstellen, also die Einsicht vermitteln, daß alle Hunde die Fähigkeit haben, zu bellen. Im ersten Falle würde der Engländer „the dog is barking“ sagen, im zweiten Falle: „the dog barks“. Ein und derselbe Ausdruck „der Hund“ bezeichnet also einmal ein Einzelwesen, das andre Mal eine Thiergattung. Und ein und derselbe Ausdruck „bellt“ bedeutet dort eine einmalige, zeitlich begrenzte Thätigkeit, hier eine dauernde Fähigkeit. Die fraglichen Worte spielen in ver-

ſchiedenen Sätzen verſchiedene logiſche Rollen; ſie haben — um den alten Fachausdruck wieder zu gebrauchen — jedesmal eine andere „Suppoſition“ und ſind aus dieſem Grunde mehrdeutig.

* * *

Im 13. Jahrhundert fügte die ſcholaſtiſche Logik zu den Lehren des Ariſtoteles und ſeiner berühmteſten Bearbeiter Porphyrius und Boethius ein neues Gebiet: „de terminorum proprietatibus“ — über die Eigenſchaften der Wörter. Es enthielt als wichtigſten Theil die Lehre von der „Suppoſition“, ein Gebiet, das von Suppoſition.
jenen Logikern, die ſich die „modernen“ nannten, in jahrhundertlanger Arbeit mit echt ſcholaſtiſchem Scharfſinn und echt ſcholaſtiſcher Geiſtloſigkeit zu einer unerhört weitſchweifigen und verwickelten Theorie ausgebaut wurde. Zahlloſe Unterſcheidungen wurden aufgeſtellt und mit Benennungen verſehen. Da gab es z. B. eine „suppositio S. materialis und formalis.
materialis“ und eine „suppositio formalis“, je nachdem ein Wort ſich auf den Sprachlaut (wie z. B. zumeiſt bei grammatiſchen Unterſuchungen) oder auf ſeine Bedeutung bezieht. Man vergleiche die beiden Sätze:

„Papſt ſtammt vom lateiniſchen ‚papa‘“
und „Der Papſt iſt ein Greis“.

Im erſten Fall „ſupponirt“ Papſt „material“, im zweiten „formal“. Die aus dieſen beiden Suppoſitionsarten ſich ergebende Vieldeutigkeit kann natürlich zu

Mißverständnissen kaum den Anlaß geben; man müßte denn absichtliche scherzhafte Vermengungen beider Arten hierher rechnen wollen, wie dies etwa der Fall ist bei dem alten Knabenräthsel: „Mitto tibi navem prora puppique carentem“ (Ave), oder dem Kinderscherz: „Du bist ein Engel mit einem B voran“. Bei diesen Beispielen besteht gerade der „Witz“ darin, daß die Wörter „navem“ und „ave“ oder „Engel“ und „Bengel“ bald in „formaler“, bald in „materialer“ Suppositon genommen werden müssen.

Arten der S. formalis.

Wichtiger sind die zahlreichen verschiedenen Unterarten der formalen Suppositon. Um einige zu erläutern, betrachte man die Subjecte in den vier folgenden Sätzen, die alle gleichlautend sind, aber jedes Mal Verschiedenes besagen:

1. Papst ist dem Begriff Mensch untergeordnet.
2. Der Papst ist der Beherrscher der katholischen Christenheit.
3. Der Papst lebt in Rom.
4. Der Papst ist krank.

Im ersten Satze bezieht sich das Prädicat nur auf einen Begriff, in den drei übrigen auf wirkliche Menschen; dort haben wir einen Fall von „suppositio simplex“ *), hier Fälle von „suppositio personalis“. Aber diese drei

*) Die Art der Gliederung und die Bezeichnung hat im Laufe der Jahrhunderte naturgemäß vielfach gewechselt. Bei Psellus und Petrus Hispanus, bei den jüngeren Byzantinern und Occam, bei Buridan und Wimpina z. B. unterscheidet sie sich wesentlich (vgl. Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande). Für die mittelalterliche

Fälle unterscheiden sich wieder wesentlich in anderer Hinsicht. Im zweiten Satze heißt der „Papst" soviel wie „jeder Papst als solcher", es gehört eben zum Wesen des Papstes, Oberhaupt der katholischen Christenheit zu sein, und das Wort vertritt den Inhalt des Begriffs: es liegt der Fall von „suppositio naturalis" vor. Im Gegensatz hierzu bedeutet im dritten Satze „der Papst" nicht „die Päpste als solche", sondern etwa soviel als: „alle oder die meisten Päpste, die wir bisher kennen gelernt haben"; es ist nicht der Inhalt, sondern der Umfang des Begriffes gemeint, und wir haben es mit einer „suppositio accidentalis" zu thun. Aber sowohl im zweiten wie im dritten Satze bezeichnet die Einzahl „der Papst" eine Vielheit von Menschen, und insofern nennt man die Suppositon eine allgemeine („suppositio communis"), die, je nachdem der Gesammtumfang oder nur ein Theil von ihm in Rede steht, in „suppositio universalis" oder „particularis" zerfällt. Dahingegen muß im vierten Satze („der Papst ist krank") unter Papst nur eine einzelne Person, etwa der jetzt lebende Oberhirt der Katholiken verstanden werden: man spricht hier von „suppositio singularis". Natürlich ist es nicht schwer,

---

Auffassung der Suppositon waren natürlich logische Gesichtspunkte und Beziehungen zu scholastischen Streitfragen maßgebend, die für die gegenwärtigen Betrachtungen gar nicht in Frage kommen. Es hat daher wenig Sinn, eine der üblichen Eintheilungen in Arten und Unterarten der Suppositon vollständig aufzuzählen. Hier handelt es sich lediglich darum, unter dem Gesichtspunkt der Vieldeutigkeit die verschiedene Verwerthung der Wörter an besonders auffälligen Beispielen zu veranschaulichen.

auch bei allen dieſen Arten, z. B. bei der letzten, neue Unterarten aufzufinden. In den drei Sätzen:

1. „Der Kanzler war ein Genie."
2. „Der Kanzler war Generaloberſt."
3. „Der Kanzler war verreiſt."

ſteht das Subjekt durchgängig in „ſingulärer" Suppoſition, wenn wir unter ihm Bismarck verſtehen. Dennoch bezeichnet auch dieſer Einzelbegriff jedes Mal etwas anderes: im erſten Satze etwa „Bismarck überhaupt", im zweiten „Bismarck in ſeinen letzten Lebensjahren", im dritten „Bismarck zu einem beſtimmten Zeitpunkte".

* * *

„alle". Auch ſolche ſprachliche Zuſätze wie „alle" oder „irgend ein" führen noch keineswegs Eindeutigkeit herbei. Man vergleiche die Sätze:

1. „Alle ordentlichen Profeſſoren ſind lebenslänglich angeſtellt",

und 2. „Alle ordentlichen Profeſſoren bilden den Senat der Hochſchule".

Man kann wohl im erſten Satze den Satzgegenſtand in ſeine einzelnen Beſtandtheile zerlegen und ſagen „Profeſſor A. iſt lebenslänglich angeſtellt", „Profeſſor B. iſt lebenslänglich angeſtellt" u. ſ. f.; aber man kann dies nicht beim zweiten Satze thun: „Profeſſor A. bildet den Senat" hat keinen Sinn. Im erſten Fall heißt „alle" ſoviel wie „jeder für ſich genommen", und die Suppoſition iſt „d i s t r i b u t i v".

Im zweiten Falle bedeutet „alle“ soviel wie „alle zusammengenommen“, und die Suppositio ist „kollektiv“.

Oder man vergleiche die Sätze:

1. „Die Regierung bedarf zur Vertheidigung ihrer Maßnahmen irgend eines Schriftstellers,“ „irgend ein“.

und 2. „Irgend ein Schriftsteller hat den Ausspruch gethan: ‚Ubi bene, ibi patria‘“.

„Irgend ein Schriftsteller“ heißt einmal soviel wie: „ein beliebiger, gleichgültig welcher“ (lateinisch aliquis), — das andere Mal soviel wie: „ein ganz bestimmter, dessen Name nur nicht genannt wird“ (lateinisch quidam). Es handelt sich um den Unterschied von „disjuncter“ und „disjunctiver“ Suppositio.

Diese Beispiele genügen wohl, um zu veranschaulichen, wie überaus verschiedenartig der Sinn ist, den man aus denselben Wörtern herauslesen kann.

* * *

Es bedarf wohl keiner näheren Darlegung, daß eine Sprache gar nicht denkbar wäre ohne die Möglichkeit einer verschiedenen Verwendung ihrer Wörter. Ist doch die Zahl der uns umgebenden Dinge, Eigenschaften, Ereignisse, Zustände, Beziehungen, die Alle benannt sein wollen, unendlich groß, während die Zahl der uns zur Verfügung stehenden Wörter naturgemäß nur engbegrenzt sein kann und auch bei hoch entwickelten Sprachen die Hunderttausend nicht viel übersteigt. So ist es unvermeidlich, daß ein Ausdruck viele Rollen übernimmt, Nothwendigkeit der verschiedenen Suppositio.

daß insbesondere jeder Gattungsname auch dazu dient, alle Einzelwesen dieser Gattung zu benennen.

Miß-verständnisse.

Für Kinder und Ungebildete ist freilich die hier in Rede stehende Vieldeutigkeit die Quelle von allerhand Mißverständnissen, die auf den gebildeten und entwickelten Geist um so komischer wirken, je selbstverständlicher ihm die Art der erforderlichen Supposition als eine Folge des Zusammenhanges erscheint, in dem ein Wort auftritt. Man kann annehmen, daß Kinder Wörter für Gattungsbegriffe fast immer in „singulärer" Supposition gebrauchen. Fragt z. B. ein Lehrer nach Beispielen für Säugethiere, so kann er als Antwort erhalten: „das Pferd", „die Maus", „des Nachbars Karo" u. s. f. Warum die letzte Antwort abzulehnen sei, wenn die Frage in der Einzahl nach einem Thiere gelautet hat, dürfte einem Kinde nicht leicht verständlich zu machen sein. Noch schlagender wirkt eine alte Anekdote: Lehrer: Nenne mir ein Thier. Kind: Ein Würmchen. Lehrer: Gut. — Noch ein anderes Thier! Kind: Noch ein Würmchen. Es ist dem kindlichen Geiste durchaus angemessen, daß es unter dem Ausdrucke „ein anderes Thier" nicht eine andere Thiergattung, sondern ein anderes Einzelwesen versteht.

* * *

Unbestimmtheit des Begriffes „Supposition".

Der Ausdruck Supposition, wie er historisch überliefert wurde, theilt natürlich, wie hier am wenigsten geleugnet werden darf, das Schicksal aller Worte: auch er ist nicht scharf genug begrenzt; ja er ist mit einem be-

sonders breiten Grenzgebiet behaftet. Die Vieldeutigkeit im Sinn des vorigen Abschnittes und die verschiedene Suppositionsfähigkeit der Wörter fließt so ineinander, daß man Grenzlinien überhaupt schwer wird ziehen können. Zur Erläuterung empfehle ich dem Leser den Sinn des Wortes „Löwe" in den nachstehenden Sätzen sich zu vergegenwärtigen:

Das Wort „Löwe"

1. Der Löwe gehört zu den Katzen.
2. Der Löw' ist los, der Löw' ist frei.
3. Löwe ist cursiv gedruckt.
4. Löwe und Leu bedeuten dasselbe.
5. Der Wirth zum goldenen Löwen in Hermann und Dorothea . . . .
6. Der Löwe in Luzern, das bekannte Werk Thorwaldsens . . .
7. Den Löwen von Luzern hat Philipp Galen geschrieben.
8. Die Sonne steht im (Zeichen des) Löwen.
9. Der bayrische Löwe und der preußische Aar . . .
10. Löwe war ein hervorragender Balladencomponist.

Vergleicht man die Bedeutungen des in Frage kommenden Wortes in den verschiedenen Sätzen mit einander, so erscheint in manchen Fällen gewiß die Art der Vieldeutigkeit zweifellos bestimmt; aber in anderen wird man sehr wohl streiten können, ob es sich um gleichlautende Worte verschiedener Bedeutung im Sinne des vorigen Abschnittes (insbesondere um bildliche Ausdrucksweisen) oder um verschiedene Suppositionen desselben Wortes handelt.

* * *

Die Lehre der Suppoſition, die Jahrhunderte hindurch in unerhörter Breite ausgeſponnen wurde, iſt heute ſo gut wie vergeſſen. Die heutigen Lehrbücher der Logik — wie z. B. die bekannten Werke von Sigwart oder Wundt — erwähnen ihrer überhaupt nicht. Nur dort, wo die Ueberlieferungen der Scholaſtik noch nicht erloſchen ſind, in dem katholiſchen philoſophiſchen Schriftthum und in den Lehrbüchern der Jeſuitenſchulen und Prieſterſeminare, ſcheint ſie noch behandelt zu werden*). Natürlich fällt es mir nicht ein, eine Erneuerung der ſcholaſtiſchen Behandlungsweiſe dieſes Kapitels, eine Anhäufung, Ordnung und Benennung zahlloſer, ſpitzfindiger Unterſcheidungen zu wünſchen. Aber der Begriff der Suppoſition ſelbſt ſollte nicht vergeſſen werden; er umfaßt und kennzeichnet eine Gruppe wichtiger Thatſachen, die für manche Zwecke ins Bewußtſein zu heben, Klarheit und Gründlichkeit des Denkens erheiſcht.

*) So findet ſich ein kurzer Abſchnitt über die Suppoſition der Wörter z. B. in der „Logik und Erkenntnistheorie“ von Conſtantin Gutberlet, Münſter 1892.

3. Wortanalyse und Wortbegrenzung.

Was ist Humor? Was ist Gerechtigkeit? Was ist erhaben? Was ist echt lyrisch? so fragt der Ethiker, Aesthetiker und Psychologe. — Allenthalben kleiden sich Probleme zunächst in die Form einer Frage nach der Bedeutung eines *Wortes*. Die Frage nach einem Wortsinn.

Was aber ist der Sinn einer solchen Frage angesichts der Vieldeutigkeit der Worte, angesichts der Thatsache, daß Worte nur sehr vage Complexe von Vorstellungen bedeuten, daß sie ein weites Grenzgebiet und zahlreiche Sonderbedeutungen aufweisen? Niemand erwartet ja auch eine Untersuchung dessen, was thatsächlich unter den Worten verstanden wird, sondern eine Feststellung, was unter jenen Worten verstanden werden *sollte*. Man setzt ohne Weiteres voraus, daß eigentlich nur *eine* Antwort zulässig sei; und im Gegensatz zum vulgären, „verdorbenen", „falschen" Sprachgebrauch soll dann der „allein richtige" Begriff ermittelt werden. Trotz dieser Mißachtung des allgemeinen Sprachgebrauchs kann man es aber doch nicht vermeiden, sich immer wieder auf ihn zu berufen. Man beachte, in welcher Weise Begriffs-

Definitionen als zu eng oder zu weit angefochten werden. Da wird in der Regel irgend ein Object herbeigezogen, bei dem die angegebenen begrifflichen Merkmale keines Falls zutreffen, das aber doch „offenbar" unter den fraglichen Begriff fällt. Und in diesem „offenbar" liegt denn die Berufung auf den Sprachgebrauch versteckt: die allgemein übliche Benennung erscheint für die Zugehörigkeit zu einem Begriff maßgebend.

Im gewissen Sinne giebt der allgemeine Sprachgebrauch immer die letzte Entscheidung. Selbst Kaiser Augustus, der Herr der Erde, mußte anerkennen, daß er nicht beliebig bestimmen könne, was irgend ein Sprachlaut im Munde seiner Unterthanen bezeichnen solle. Auch hört man nicht selten sagen, daß die Sprache eines ganzen Volkes viel klüger und tiefsinniger sei, als der Einzelne ermesse, daß in den Worten die Denkarbeit vieler Geschlechter niedergelegt sei; und man erinnert dabei an die vielen Feinheiten der Sprache, die sorgfältig zu bewahren und klar zu erkennen sich immer verlohne. Auf der anderen Seite kennt aber Jeder die Inconsequenz und Launenhaftigkeit des gemeinen Sprachgebrauchs, die Verschwommenheit und Unklarheit der Grenzen und die Nothwendigkeit, für die Zwecke klarer Verständigung schärfere Begriffe zu schaffen. Und immer wieder taucht die Frage auf, inwieweit denn der Einzelne befugt sei, den Sinn der Worte willkürlich zu bestimmen und sich in Gegensatz zum allgemeinen Sprachgebrauch zu stellen. Einerseits gilt die Sprache als ein Gemeingut, das Jeder zu respektiren hat, falls sie nicht aufhören soll, ein

allgemeines Verständigungsmittel zu bleiben. Andererseits verdenkt man es keinem Denker oder Dichter, wenn er die alten Worthülsen mit neuem Inhalte erfüllt. Und hat man nicht das Recht, vielfach den Sprachgebrauch für falsch zu erklären? Man sagt, der Walfisch sei doch nun einmal kein Fisch, obgleich ihn das Volk einen Fisch genannt habe und auch noch so nenne. Nicht der Mensch, die Natur bestimme, was ein Fisch sei. Und während man sonst häufig betont, daß jeder in die Worte hineinlegen könne, was ihm beliebe, soll gerade das letzte Beispiel beweisen, daß die Begriffsbildung unabhängig von menschlicher Auffassung und Willkür sei.

Falscher Sprachgebrauch.

* * *

Zur Klärung des Sachverhaltes empfiehlt es sich zweierlei auseinander zu halten:

Wortanalyse und Wortbegrenzung.

1. die beschreibende Wortanalyse,
2. die vorschreibende Wortabgrenzung.

Die Wortanalyse sucht durch Induction den Verlauf des Gesammtumfanges und die einzelnen Untergrenzen zu ermitteln; sie holt aus einem Worte nur jene Begriffe heraus, die der unbewußt schaffende Volksgeist in sie hineingelegt hat. Die Wortabgrenzung dagegen schafft einem bestimmten Zweck zu Liebe einen neuen Begriff; sie fügt zu den bisherigen eine neue Sonderbedeutung hinzu. Und dabei tritt sie nicht selten mit dem gemeinen Sprachgebrauch in Widerstreit: die neuen Grenzen beschneiden den Kern oder greifen weit über den Gesammtumfang

der alten Wortbedeutung hinaus. Die Wortanalyse ist eine Untersuchung dessen, was *ist*, die Wortabgrenzung eine Bestimmung dessen, was sein *soll*. Jene ist von meinen Wünschen und Bedürfnissen ganz unabhängig, diese stellt eine innerhalb gewisser Grenzen willkürliche Handlung dar, die nur von den Zwecken abhängt, die ich verfolge. Nur bei der Wortanalyse sollte man die Frage stellen, ob sie *richtig* oder *falsch* sei. Bei der Wortabgrenzung kommt alles darauf an, ob sie *zweckmäßig* oder *unzweckmäßig*, ob sie brauchbar oder unbrauchbar ist.

Auf den nämlichen Unterschied läuft es übrigens im Wesentlichen hinaus, wenn einige Logiker analytische und synthetische Definitionen auseinander halten. Auch die in der Jurisprudenz übliche Unterscheidung zwischen strikter Interpretation eines Wortes einerseits und restriktiver oder extensiver Interpretation andererseits, deckt sich zum Theile mit der gegebenen.

Beispiele für Wortanalysen liefern zu Hunderten die Wörterbücher von *Grimm* und *Sanders*. Als Beispiele für Wortabgrenzung können die bekannten Definitionen dienen, welche die Physik von „Arbeit", „Trägheit", „Energie" zu geben pflegt, Begriffe, die sich ganz erheblich vom gemeinen Sinn dieser Worte unterscheiden. Stellt ein Richter die Frage: „Was versteht man im Volke allgemein unter *Arbeitsgeräthschaften*?", um auf Grund seiner Untersuchung einen Paragraphen des Gesetzes zum Schutze der Gebrauchsmuster auszulegen, so sucht er eine Wortanalyse. Bestimmt hingegen ein Sprachrechts-Lehrer, daß als eine „Leiche" im Sinne des § 168 des

Reichs-Straf-Gesetzes eine „nicht mehr als Gegenstand der Pietät erscheinende Mumie“ nicht angesehen werden dürfe, so giebt er eine Wortabgrenzung. Eine Mumie „ist“ nach der Anschauung des Volkes immer eine Leiche, aber im Sinne des Strafgesetzes „soll“ sie keine Leiche sein.

Bei der Auslegung gesetzlicher Bestimmungen kommt — beiläufig bemerkt — alles darauf an, was als gegebene und was als „abhängige“ oder „zu bestimmende“ Größe aufgefaßt wird. Gilt der Sinn eines ganzen Paragraphen und die Absicht des Gesetzgebers als bekannt, als „offenbar“ oder gar als „selbstverständlich“, so erscheint die Bedeutung einzelner Worte als abhängig und der näheren Bestimmung fähig: Wortabgrenzungen folgen nach. Gilt hingegen der Sinn des Paragraphen selbst als fragwürdig, so erscheint umgekehrt die Bedeutung der einzelnen Worte als relativ bekannt und zwar durch den Sprachgebrauch bekannt: Wortanalysen gehen der Auslegung der Gesetzesstelle voraus.

* * *

Die reine Wortanalyse.

Das Ideal einer Wortanalyse würde in einer genauen Angabe des Gesammtumfanges, des Kerns und des Grenzgebietes bestehen, sowie in einer Aufzählung und Erklärung aller allgemein gebräuchlichen Sonderbedeutungen, ihrer Untergrenzen zweiter und höherer Ordnung. In der Regel werden aber natürlich solche erschöpfende Untersuchungen nicht angestellt. Man beschränkt sich auf eine

allgemeine Kennzeichnung des Gesammtumfanges und auf die Bestimmung und Trennung wichtig erscheinender Sonderbedeutungen, meist unter Ausschluß der bildlichen Verwendung des Wortes. Dies ist durchaus nicht immer eine einfache oder selbstverständliche Arbeit. Oft bedarf es einer recht umständlichen Induction und der Aufwendung großen Scharfsinnes, um die vielen Sonderbedeutungen eines Wortes zu entwirren, sie herauszuschälen und in brauchbarer Weise zu definiren*). Das Ergebniß ist dann freilich nicht nur nützlich und aufklärend, sondern oft auch recht überraschend. Denn wie die meisten Gebildeten zwar durchaus richtig grammatisch sprechen, ohne doch dabei die angewendeten Regeln angeben zu können, so gebrauchen sie auch die Worte in durchaus sinnvoller Weise, ohne sich der zu Grunde liegenden verschiedenartigen Begriffe und ihrer Definitionen bewußt zu sein.

Wer die großen Schwierigkeiten ermessen will, die sich bei Wortanalysen einzustellen pflegen, der denke sich etwa in die Lage eines Richters, der behufs Auslegung des im vorigen Abschnitt angeführten Paragraphen aus dem Gesetze vom Schutze der Gebrauchsmuster sich genöthigt sieht, das Wort „Gebrauchsgegenstand" zu analysiren. Die

---

*) Es bedarf wohl keiner näheren Darlegung, daß auch Wörter mit sehr breiten Grenzgebieten sich genau wie Begriffe, ja meist auch in schulmäßiger Form definiren lassen. Nur werden dann die begriffsbildenden Merkmale relative oder unbestimmte Ausdrücke sein; oder vielmehr: weil sie es sind, deshalb hat das fragliche Wort keine scharfen Grenzen.

Erledigung der Aufgabe ist unvermeidlich, aber viel schwieriger als der Laie anzunehmen geneigt ist*).

* * *

Scheidung der Sonderbedeutungen.

Gegensätze und Ableitungen.

Gute Winke und Anhaltepunkte zur Scheidung der Sonderbedeutungen geben häufig die Gegensätze, sodann die abgeleiteten Worte, vor allem Adjektiva; manchmal auch Uebersetzungen in fremde Sprachen.

Die Gegensätze:

Volk.

Fürst und Volk,
Adel und Volk,
Die Gebildeten und das Volk,
Das Individuum und das Volk,
Horden, Stämme und ein Volk

geben ebensoviel Sonderbedeutungen für das vieldeutige Wort.

Andere Bedeutungsunterschiede werden durch die fremdsprachlichen Ausdrücke natio und populus oder ἔθνος und δῆμος sofort ins Bewußtsein gehoben. In beiden Fällen handelt es sich um menschliche Gemeinschaften, aber das eine Mal um eine solche der Abstammung (das jüdische Volk), das andere Mal um eine Gemeinschaft des Staatsverbandes (Schweizervolk).

---

*) Sehr scharfsinnige und erschöpfende Analysen aus dem Gebiete des Patentrechtes hat Schanze gegeben (Das Recht der Erfindungen und der Muster. Leipzig 1899.). Man vergleiche auch Hartig: Studien aus dem Gebiete des Patentrechts, Leipzig 1889.

Gewerbe.

Verwickelter ist — um noch ein Beispiel anzuführen — die Abgrenzung der Sonderbedeutungen bei dem Worte Gewerbe*). Hier wirken nicht nur die Gegensätze, sondern vor allem die Zusammensetzungen und abgeleiteten Wörter aufklärend. Der Ausdruck Gewerbe bildet zuvörderst den Gegensatz zu jeder einmaligen oder selten ausgeführten Handlung, kann also jede wiederholte Thätigkeit bezeichnen. „Rache ist mein Gewerbe", sagt Karl Moor in Schillers Räubern. Daher kann auch die Ausübung jedes Berufs, auch des vornehmsten, Gewerbe genannt werden: „du — (Diplomat) — magst nun dein Gewerbe treiben", schreibt Goethe. Eine zweite engere Bedeutung entsteht, wenn ein bestimmter Zweck der Thätigkeit, der Erwerb, zum herrschenden Merkmal wird. „Ein Gewerbe aus etwas machen" heißt soviel wie „Geld damit verdienen". Man vergleiche die Sätze: „ . . . die da meinen, Gottseligkeit sei ein Gewerbe" (1. Tim. 6, 5.), oder: „die Richter trieben ein Gewerbe mit der Gerechtigkeit". In dieser Bedeutung tritt das Gewerbe in Gegensatz zu jenen Beschäftigungen, die um der Ehre oder des Vergnügens willen betrieben werden, oder bei denen doch der Erwerb nicht als Hauptzweck gilt, z. B. dem Beamtenthum. Gewerbe kann daher den Gegensatz bilden ebensowohl zu „dilettantischem Betrieb" und zu „Sport", wie zu „Stand": „der Söldnerdienst, damals ein Gewerbe (Kriegsgewerbe!), wurde zum Stande". — In dritter Bedeutung versteht man unter Gewerbe jeden Betrieb, der sich mit

*) Vgl. Schanze, Das Recht der Erfindungen und der Muster.

der Verarbeitung und Formgebung von Rohstoffen befaßt. Nur in diesem Sinne bildet man die Zusammensetzungen: Kunstgewerbe, Gewerbeschule, Gewerbeinspection, Gewerberath; oder die Zusammenstellung „Handel und Gewerbe". — Spricht man von „Barbier"- oder „Schornsteinfegergewerbe", so meint man den ersten Begriff; spricht man vom „Schlosser"- oder „Tischlergewerbe", so meint man in der Regel den zweiten. Nur die letztgenannten Handwerker, nicht aber die Barbiere oder Schornsteinfeger könnten eine Gewerbeschule besuchen.

gewerbsmäßig und gewerblich.

Den beiden letzten Bedeutungen entsprechend sind auch zwei getrennte Eigenschaftswörter von Gewerbe gebildet: gewerbsmäßig ist eine Thätigkeit, die um des Erwerbes willen getrieben wird; gewerblich eine solche, die sich mit der Verarbeitung von Rohstoffen befaßt. Man vergleiche „gewerbsmäßige Unzucht" und „gewerbliches Unternehmen". —

Satzconstructionen als Kennzeichen.

Zu beachten ist auch, daß der Sprachgebrauch die einzelnen Begriffe — manchmal in wunderbar feiner Weise — dadurch auseinanderhält, daß er dem fraglichen Worte nur in einer Bedeutung gestattet, gewisse Verbindungen und Satzconstructionen einzugehen, in anderen nicht. Als Beispiel diene das Wort möglich. Der doppelte Sinn, den ich im Auge habe, erhellt aus den Sätzen:

„möglich."

1. Es ist möglich, sich von Pflanzenkost allein zu ernähren.

und 2. Es ist möglich, mit zwei Würfeln zwölf Augen zu werfen.

Im ersten Fall besagt Möglichkeit nur die Abhängigkeit von meinem Willen, meinem „Mögen"; der erwartete

Erfolg, die ausreichende Ernährung wird, wenn ich nur die in Frage kommende Handlung ausführe, mit Bestimmtheit erwartet. Im zweiten Falle ist zwar mein Wille und meine Handlung auch Voraussetzung für den erwarteten Erfolg, doch bleibt dieser noch ganz unbestimmt: man kann wohl, aber man muß nicht immer zwölf Augen werfen, wenn man zwei Würfel in Bewegung gesetzt hat. Zwischen diesen beiden Arten der „bestimmten" und „unbestimmten" Möglichkeit unterscheidet der Sprachgebrauch in feiner Weise dadurch, daß er nur im ersten Falle einen Dativ der Person mit nachfolgendem Infinitivsatze zuläßt und nur im zweiten Falle einen durch „daß" eingeleiteten Conjunctionalsatz gestattet. Vergleicht man die beiden Satzbildungen:

1. „Es ist ihm möglich, mit einer Hand einen Centner zu heben",

und 2. „Es ist möglich, daß er mit einer Hand einen Centner hebt",

so ist der verschiedene Sinn wohl Jedem unverkennbar. Problematisch bleibt in beiden Fällen nur, ob die fragliche Person überhaupt den Hebeversuch anstellt; thut sie es aber, dann ist im ersten Fall der Erfolg zweifellos, im zweiten Fall dagegen zweifelhaft.

Dahingegen ist gar kein Unterschied im Sinn der beiden Sätze:

1. „Es ist möglich, mit zwei Würfeln zwölf Augen zu werfen",

und 2. „Es ist möglich, daß man mit zwei Würfeln zwölf Augen wirft".

Wollte man doch eine feine Schattirung im Sinn dieser beiden Fassungen herauslesen, so würde es doch keinesfalls die Art der Möglichkeit betreffen: in beiden Fällen handelt sich's um „unbestimmte" Möglichkeit.

Grenzlinien zu entwirren nicht immer möglich.

Bei diesen Beispielen liegen die Verhältnisse noch ziemlich einfach. Es giebt aber nicht wenig Wörter, bei denen zahllose Untergrenzen sich so durchkreuzen und verwirren, daß es kaum möglich ist, den verschlungenen Linien zu folgen und sie zu entwirren. Wörter wie Geist, Genie, Wesen, Idee wird man kaum erschöpfend analysiren, sondern für sie nur einige besonders wichtige Sonderbedeutungen aus dem Sprachgebrauch herausschälen können. Andere Ausdrücke haben kaum mehr einen Bedeutungskern; ihr ganzer Umfang erschöpft sich in einem breiten verschwommenen, nicht differenzirbaren Grenzgebiet, auf dem Untergrenzen, die mehr als willkürlich und rein individuell wären, nicht zu ermitteln sind. Solche Ausdrücke spotten jeder Analyse, sie gleichen einer schleimigen Masse, die keine Angriffspunkte bietet. Man denke nur an sprachliche Gewächse wie „Herzensbildung". Es wirkt überaus komisch, zwei Personen sich streiten zu sehen, ob eine dritte Herzensbildung habe oder nicht. Eine Verständigung in dem oft mit großer Erbitterung geführten Kampfe ist natürlich aussichtslos, weil jeder seine völlig willkürliche und überdies noch unklare Begriffsbildung beim Anderen als selbstverständlich voraussetzt. Nicht viel besser steht es aber mit vielen Ausdrücken einer volksthümlichen Psychologie, Moral und Aesthetik wie: „cholerisches Temperament", das „Lyrische", „Edelmuth" u. s. f.

Herzensbildung.

Man sollte für solche Worte niemals eine Wortanalyse versuchen, sondern sich immer bewußt sein, daß man meist nur eine individuelle Wortabgrenzung giebt, dies aber auch ehrlich bekennen.

Worte, die sich scharf definiren lassen.

Zum Glück giebt es im Gegensatz hierzu Wörter, die viel feinere und auch klarere Begriffe darstellen, als die Meisten sich träumen lassen, die sie gedankenlos benutzen; Wörter, bei denen es einmal zutrifft, daß das Denken eines ganzen Volkes, das in ihnen niedergelegt ist, werthvoller und subtiler ist, als das Denken eines Einzelnen. Zu diesen sind z. B. zu rechnen die Wörter, die Ihering in seiner Theorie der Umgangsformen*) so feinsinnig analysirt hat: Anstand, Höflichkeit, Takt.

* * *

Inconsequenzen des Wortgebrauchs.

Einen Uebergang von der beschreibenden, den Sprachgebrauch als Norm anerkennenden Wortanalyse zur vorschreibenden, den Sprachgebrauch meisternden Wortabgrenzung, oder eigentlich eine Combination beider finden

*) Ihering schreibt im II. Bande seines Buches „Der Zweck im Recht“:

„Nirgends vielleicht ist der Versuch einer Begriffsbestimmung mit solchen Schwierigkeiten verbunden, als in Bezug auf die Vorstellungen der Sitte, und man möchte fast in den Ausruf von Cicero ausbrechen, den er bei Gelegenheit der Begriffsbestimmung von Würde und Anstand thut: der Unterschied sei mehr zu fühlen als zu formuliren. Glücklicher Weise verhält es sich mit unserem Gegensatz (Anstand und Höflichkeit) nicht so schlimm, er läßt sich mit einer Klarheit darlegen, die meines Erachtens hinter der der juristischen Begriffe kaum zurückbleibt.“

wir da, wo man von offenbaren Inconſequenzen des Sprachgebrauchs zu reden pflegt. Es kann eintreten, daß Sonderbedeutungen eines Wortes auf den erſten Blick durch einfache Merkmale erſchöpfend definirt erſcheinen, dennoch aber bei näherer Unterſuchung einzelne Fälle bekannt werden, wo die Benutzung des Wortes unzuläſſig, d. h. wider alle Sprachgewohnheiten iſt, obgleich alle die fraglichen begriffsbildenden Merkmale zweifellos vorhanden ſind. Hier liegt es nahe, von einer Launenhaftigkeit und Unfolgerichtigkeit der Sprache zu reden, und es erſcheint ſelbſtverſtändlich, durch Aufrechterhaltung der Definition eine Reinigung und Verbeſſerung des Sprachgebrauchs vorzunehmen. Streng genommen ſind ſolche unbedeutende begriffliche Grenzregelungen ſchon vorſchreibende Wortabgrenzungen, aber freilich ſolche, die nur auf Grund einer Wortanalyſe und zum Zwecke ihrer Vereinfachung ins Werk geſetzt werden.

Ich muß es mir verſagen, zur Erläuterung Worte heranzuziehen, deren Inhalt ein größeres Intereſſe bietet; dergleichen Worte zu analyſiren iſt überaus umſtändlich und langwierig. Ich begnüge mich mit dem banalen, aber leicht überſehbaren Worte „ſtehen“, das den Sachverhalt, auf den allein es hier ankommt, ausreichend erläutert.

Was heißt „ſtehen“? Was heißt „ſtehen?“

Der Geſammtumfang iſt wegen der zahlreichen Metaphern ſehr groß: „Wie ſteht es mit Ihrem Befinden?“; „das Barometer ſteht hoch“; „der Mond ſteht am Himmel“ u. ſ. f. Oft ſoll „ſtehen“ nur den Gegenſatz von „in

Bewegung sein" besagen; stehen = stillstehen: ein Mühlrad, eine Uhr, ein Luftballon „steht". Gestattet man dagegen als „eigentliche" Bedeutung nur einen Zustand, der von Menschen und allenfalls von Thieren ausgesagt wird, so erhalten wir einen sehr klaren, leicht definirbaren, aber sehr engen Begriff. Dazwischen liegt jene Bedeutung, die ich im Auge habe. Sie setzt immer Körper voraus und kennzeichnet das Ruhen auf einem Boden, einer Unterlage. Genau diese Merkmale finden sich aber auch vor, wenn wir von „liegen" sprechen. Ich verengere also meine Frage dahin:

Was heißt „stehen" von Körpern ausgesagt, im Gegensatz zu „liegen"?

Eine Induction erzielt sofort zwei getrennte, wenn auch vielfach sich deckende Sonderbedeutungen. In beiden Fällen handelt es sich natürlich ursprünglich um eine bildliche Ausdrucksweise: was eigentlich nur vom Menschen gilt, wird auf Körper übertragen. Aber jedes Mal wird ein anderes Merkmal zum Ausschlag gebenden Kennzeichen für das Stehen eines Körpers: das eine Mal das Ruhen auf den Füßen, das andere Mal die „aufrechte" Stellung.

Vergleicht man die Aussagen: ein Schemel, eine Bank, eine Weinflasche, eine Lampe, ein Tintenfaß „stehen", so erkennt man, daß stets ein Körper vorausgesetzt wird, der eine ausgezeichnete, eigens zum Ruhen auf einer Unterlage bestimmte Begrenzungsfläche, eine „Grundfläche" oder „Füße" aufzuweisen hat, so daß auch von einer „richtigen", „normalen" Stellung und einem eigentlichen, von der zufälligen Lage ganz unabhängigen „Oben"

und „Unten“ gesprochen werden kann. Ruht ein Körper auf dieser Unterlage, nimmt er die normale Stellung ein, dann wird ausgesagt: er steht.

In der zweiten Bedeutung heißt „stehen“ soviel als „noch umfallen können“; ein liegender Körper hingegen kann nicht mehr fallen. Man vergleiche die Aussagen: ein Ziegelstein steht, und ein Ziegelstein liegt; eine Stange steht, und eine Stange liegt. In solchen Fällen wird immer ein Körper vorausgesetzt, der verschiedene Dimensionen hat, deren Begrenzungsflächen aber vom Schwerpunkt verschieden weit abstehen. Ruht nun der Körper auf einer solchen Begrenzungsfläche (oder auch Ecke oder Kante), daß der Schwerpunkt relativ hoch liegt, daß demgemäß die Höhendimension größer ist als die Länge und Breite, so wird ausgesagt: „der Körper steht“. Liegt hingegen der Schwerpunkt relativ niedrig, erscheint der Körper also niedriger als die Länge und Breite, so heißt es: „der Körper liegt“. Ueberträgt man diesen zweiten Begriff wieder auf den menschlichen Körper, so darf man auch sagen: ein Mensch „steht auf den Händen“ oder „steht auf dem Kopfe“. Aber niemals natürlich: „er steht auf dem Rücken“.

Die beiden soeben erläuterten Begriffe decken sich deshalb zum großen Theile, weil bei den meisten Gebrauchsgegenständen die aufrechte Stellung mit einem Stehen auf den Füßen oder der Grundfläche zusammenfällt; so bei einer Leiter, einem Candelaber, einem Schranke, einem Thurme, einer Weinflasche u. s. f. Es giebt aber auch Körper anderer Art, und bei diesen kann dann natürlich

ein und dieselbe Stellung ebensowohl als ein Stehen wie als ein Nicht-Stehen gekennzeichnet werden, je nachdem man den ersten oder zweiten Begriff verwerthet. Hat etwa ein Teller zu decorativen Zwecken an einer Wand angelehnt auf seiner Kante „gestanden", und ist er dann herabgeglitten und im stabilen Gleichgewichte zur Ruhe gekommen, so sagt man durchaus richtig: „er stehe nicht mehr". Aber gerade diese letzte Lage meint man wieder, wenn man in einem anderen Zusammenhange aussagt: der gefüllte Teller „steht" auf dem Tische. Erst ist der zweite, dann der erste Begriff gemeint.

Soweit liegt Alles durchaus einfach und normal, und man könnte annehmen, den Sprachgebrauch erschöpfend gekennzeichnet zu haben, wenn er sich nur wirklich allenthalben den soeben aufgestellten Definitionen fügen würde. Dies ist auch fast immer, aber doch eben nicht immer der Fall. Es giebt einige Körper, bei denen „stehen" nur in der zweiten Bedeutung gebraucht wird, obgleich sie fraglos auch die Merkmale der Körper erster Art an sich tragen. So hat eine Eisenbahnschiene — genau wie der Teller — eine Art Grundfläche, eine Art Fuß, auf dem sie normaler Weise ruhen soll. Thut sie es, so sind alle Merkmale des „Stehens" in erstem Sinne erfüllt, aber Jedermann wird doch sagen: die Schiene „liegt" am Boden. „Die Schiene steht" heißt immer, sie steht aufrecht im Sinne der zweiten Sonderbedeutung.

Streng genommen und vom rein analytischen Standpunkte aus erscheint also die Definition der ersten Bedeutung ungenügend. Und man könnte durch Hinzufügung

neuer Merkmale versuchen, eine Definition zu erzwingen, die absolut genau den zur Zeit geltenden Sprachgebrauch träfe. Man könnte etwa noch festsetzen, die Körper dürften nicht in einer Dimension im Vergleich zu den anderen unverhältnißmäßig entwickelt sein. Doch würde auch dies nicht genügen. Es bedürfte etwa noch des Zusatzes, daß für die Beurtheilung der in Rede stehenden Körper nur die Durchschnittsform der Gattung maßgebend sei, nicht außergewöhnliche Gestaltungen. Denn eine Bank z. B. könnte übermäßig lang sein und genau dieselben Größenverhältnisse aufweisen wie eine Schiene: dennoch würde wohl Jeder sagen, sie „stehe", wenn sie auf den Füßen ruht, weil man diese Lage bei den Bänken gewöhnlicher Art so zu benennen pflegt. Ob übrigens die angegebenen Einschränkungen zutreffend und erschöpfend sind, lasse ich ganz dahingestellt. Sicher ist aber, daß eine den Sprachgebrauch genau wiedergebende Definition — falls sie überhaupt möglich ist — sich nur ganz unbestimmter und relativer Merkmale bedienen könnte und demgemäß an Brauchbarkeit einbüßen müßte. Und wer verbürgt uns, daß in anderen Fällen immer eine Definition, wie ich sie im Sinne habe, möglich ist? Warum soll nicht die Sprache hie und da ganz unfolgerichtig, launenhaft und Zufälligkeiten unterworfen sein?

Ausdrücklich wiederholen will ich, daß ich an dieser Stelle nicht jene oben gekennzeichneten Worte im Auge habe, bei denen es schwer oder ganz unmöglich ist, die vielfach verschlungenen und verfilzten Grenzen der Sonderbedeutungen zu entwirren. Ich spreche hier grade von jenen

einfachen Worten, bei denen der verschiedene Sinn Jedermann in die Augen springt und im Allgemeinen auch leicht auseinander gehalten wird. Sucht man aber bei solchen Wörtern die verschiedenen Sonderbedeutungen in Definitionen einzufangen, die einigermaßen klare und einfache Merkmale aufweisen, dann wird plötzlich jene Unfolgerichtigkeit und Launenhaftigkeit des Sprachgebrauchs offenbar, von der ich rede. Alle Definitionen müssen sich begnügen, im Großen und Ganzen mit dem Sprachgebrauche im Einklange zu sein. Sie durch Beispiele anzufechten, wo die Benennung offenbar nicht zutrifft, ist immer möglich.

Jede Wortanalyse corrigirt den Sprachgebrauch.

Wer also analytische Definitionen aufstellt, corrigirt immer ein wenig den Sprachgebrauch; er verläßt damit — streng genommen — den Standpunkt der rein beschreibenden Wortanalyse, um mit einem Fuße den Boden der vorschreibenden Wortabgrenzung zu betreten.

* * *

Die reine Begriffsabgrenzung.

Das Gegenbild einer reinen Wortanalyse stellt die Bildung eines ganz neuen, logisch vollkommenen Begriffs dar, der ohne alle Rücksichtnahme auf bisherige Wortbedeutungen vorgenommen wird. Ein solcher Begriff wäre dann am Besten durch ein ganz neuerfundenes Wort zu benennen. In der That begegnet man diesem Verfahren in den exakten Wissenschaften häufig. Auch Philosophen haben zur Vermeidung von Verwechslungen und zur Beseitigung der zahlreichen, an Worten haftenden

Vorurtheile sprachliche Neubildungen einzuführen gesucht; z. B. Chr. Friedr. Krause und in neuer Zeit in ausgiebiger und consequenter Weise Richard Avenarius in seiner „Kritik der reinen Erfahrung“. Meist wird jedoch auch dann, wenn der Sinn eines Wortes ganz wesentlich verändert wird, der alte Ausdruck beibehalten und dessen Vieldeutigkeit auf diese Weise vermehrt. Im Uebrigen handelt es sich bei vorschreibenden Wortabgrenzungen keineswegs immer um logisch vollkommene, sondern meist um „Popularbegriffe“, wenn schon die Grenzen, als künstliche Erzeugnisse, naturgemäß relativ schärfer und klarer sein müssen als bei den natürlich entstandenen Wortbedeutungen. Auch werden die Wortbegrenzungen oft in anderer Weise als durch schulmäßig gebildete Definitionen festgestellt. Man giebt etwa den gesammten Umfang direkt oder indirekt an: unter „Farben“ sollen nur die Farben des Regenbogens verstanden werden; oder man zählt alle in Frage kommenden Farben auf; oder man beschreibt den Verlauf der neuen Grenzcontour, indem man Gruppen von Erscheinungen ausdrücklich ein- oder ausschließt: „unter Leichen sind Mumien nicht zu verstehen“ u. s. f. *)

Wortabgrenzungen werden nicht immer durch Definitionen bewirkt.

* * *

*) Erscheint übrigens der landläufige Sinn eines Wortes gar zu verschieden, insbesondere zu eng für einen Begriff, dann benutzt man das Wort nur als Hauptstellvertreter für den Begriff und fügt noch Zusätze ausdrücklich bei, indem man Wendungen gebraucht wie: „es ist gleich zu achten“, oder „es soll gelten als“ u. s. f. Man vergleiche die Fassung der beiden Sätze:

Der jeweilige Zweck bestimmt die Wortgrenzen.

Der Werth einer Wortabgrenzung hängt ganz von den Bedürfnissen ab, denen sie dient; ändern sich diese, so müssen auch die Grenzen verschoben werden. Eine Definition, die für einige Zwecke sehr geeignet ist, kann für andere als ganz ungeschickt sich erweisen. Manchmal freilich erscheint ein Zweck so selbstverständlich, daß wir an einen anderen gar nicht denken und meinen, die Begriffe müßten so und nicht anders abgegrenzt werden. Weicht die Ausdrucksweise des Volkes davon ab, so tritt einer jener zahlreichen Fälle ein, in denen man von einem falschen Sprachgebrauch zu reden pflegt. So hört man nicht selten, der Walfisch sei irrthümlich als Fisch bezeichnet worden, er „sei" keinesfalls ein solcher, und an dieser „Thatsache" könne weder unser Wunsch noch der Sprachgebrauch je etwas ändern. Eine solche Auffassung setzt voraus, daß für die Benennung der Thiere nur die Grundsätze einer wissenschaftlichen Systematik maßgebend sein dürften. Kein Zweifel, handelt es sich darum, die Thiere auf Grund anatomischer und

Inwiefern der Walfisch ein Fisch bleibt.

„Zu den bewohnten Gebäuden gehören auch bewohnte Schiffe", und „Einem bewohnten Gebäude werden bewohnte Schiffe gleich geachtet".

In beiden Fällen handelt es sich um die Abgrenzung desselben Begriffes, dessen Umfang sich ungefähr mit dem des Ausdrucks „bewohnter Raum" deckt. Aber nur im ersten Satze wird der fragliche Begriff durch das Wort Gebäude benannt; im zweiten wird diesem Worte seine engere Bedeutung gelassen. Genau genommen handelt es sich also nur im ersten Falle um „Wortabgrenzung", aber die Uebergänge sind hier fließend und beide streng zu scheiden dürfte kaum möglich sein.

physiologischer Merkmale nach ihrer natürlichen und inneren Verwandschaft zu classificiren, so sind die entstandenen Klassen und Arten von unserem Belieben unabhängig; auf Grund ganz bestimmter Voraussetzungen können die Begriffe nur in einer Weise „richtig" gebildet werden. Daß man sie dann auch mit alten Worten benennt, die ursprünglich anderen Zwecken dienten, ist nur natürlich und kann in keiner Weise beanstandet werden. Aber die Thiernamen sind nicht um der Zoologie willen entstanden, noch sind sie heute allein um ihretwillen da. Sie nach anatomischen Merkmalen einzutheilen ist nur eine von vielen Möglichkeiten. Ich will von den alten Sprachbildnern und den Naturvölkern gar nicht reden. Man denke nur an einfache Schiffer und Walfischjäger, die doch gewisse Thiernamen ebenso oft und ebenso nöthig brauchen wie Zoologen. Was nützt diesen Leuten, die nur praktische Bedürfnisse kennen, ein Wort, das gleichzeitig den Walfisch, die Maus und das Pferd bezeichnet? Hingegen werden sie sehr wohl eines Ausdruckes bedürfen, der den Walfisch sowohl, wie die eigentlichen Fische in sich faßt. Für sie ist und bleibt es natürlicher und zweckmäßiger, die ursprüngliche Wortgrenze beizubehalten und den Walfisch einen Fisch zu nennen. Allerdings bequemt sich der volksthümliche Wortgebrauch durch den Einfluß der Schule mehr und mehr den Gesichtspunkten der zoologischen Systematik an. Wer aber meint, der Walfisch sei einst aus Irrthum ein Fisch genannt worden, und es sei schlechthin unzulässig, dies zu thun, der verkennt in sehr naiver Weise das Wesen der Sprache.

Es ist durchaus eine Ausnahmeerscheinung, daß eine willkürlich festgesetzte Wortabgrenzung — mag sie durch wissenschaftliche oder staatliche Autorität vorgeschrieben sein — zur allein herrschenden wird. In der Regel werden neben den unabsichtlich entstandenen Sonderbedeutungen der Alltagssprache gleichzeitig eine ganze Reihe von Wortabgrenzungen zu verschiedenen theoretischen und praktischen Zwecken im Gebrauch sein. (Man vergleiche die weiter unten angeführten Bestimmungen, was unter dem Ausdruck Nachtzeit verstanden werden soll.) Und bei neu auftauchenden Bedürfnissen werden immer neue Wortabgrenzungen vorgenommen, während alte der Vergessenheit anheimfallen. Ihre Zahl ist jedenfalls ganz unbestimmt groß, und sie alle können berechtigt und zweckmäßig sein.

Verschiedene Wortabgrenzungen gleichzeitig in Gebrauch.

* * *

Was für einen Sinn hat es nach alledem, nach „der" Definition oder gar der „richtigen" Definition eines Begriffes zu suchen, wenn nur Worte gegeben sind? Was heißt es, die „wahre", die „eigentliche" Bedeutung eines Wortes ermitteln zu wollen? Ganz allgemein gestellt ist eine solche Aufgabe immer sinnlos — erst unter ganz bestimmten Voraussetzungen und für bestimmte Zwecke wird sie eindeutig und lösbar. Dabei sind noch zwei Fälle auseinander zu halten: das Wort, dessen Sinn zu ermitteln ist, kann in einem bestimmten Zusammenhange gegeben sein oder nicht.

Die Frage nach der richtigen Definition.

Der erste Fall, die „Auslegung“ oder „Interpretation“ eines Ausdruckes scheint einfacher zu liegen. Wir nehmen an, es handle sich um die Bedeutung eines Wortes, das innerhalb eines Gesetzesparagraphen sich vorfindet. Naturgemäß hat die Untersuchung mit einer reinen Wortanalyse zu beginnen. Dann ist zu ergründen, welche von den ermittelten Sonderbedeutungen etwa dem fraglichen Zusammenhange entspricht. Und erst wenn keine als zutreffend erscheint, müßte eine neue Wortabgrenzung vorgenommen werden, für die dann der als bekannt angenommene Sinn des Gesetzes die einzige Richtlinie abzugeben hat. Die Frage ist nur, ob es immer möglich ist, aus dem Zusammenhange die Grenzen der verwendeten Worte eindeutig zu erschließen. Können nicht verschiedene, ja entgegengesetzte Auslegungen gleichmäßig vernünftig und zweckentsprechend sein? Kein Verständiger wird diese Frage unbedingt verneinen wollen. Und ist es denn in der That unberechtigt anzunehmen, es gäbe immer nur eine, eine einzig „richtige“ Auslegung eines Wortes?

Interpretation aus dem Zusammenhange

Als Beispiel diene ein sehr einfacher Ausdruck, bei dem eigentlich nur zwei wichtige Sonderbedeutungen in Frage kommen: „Nacht“ oder „Nachtzeit“. Diese Worte können zuvörderst die Zeit zwischen Sonnenuntergang und -Aufgang (astronomischer Begriff), sodann die Zeit der ortsüblichen Nachtruhe (socialer Begriff) bedeuten. Beide Sonderbedeutungen haben wohl ein unklares Grenzgebiet; dort veranlaßt durch die Zeit der Dämmerung, hier wegen der Schwankungen und Verschiedenheiten in den gesellschaft-

Nacht und Nachtzeit.

lichen und individuellen Gewohnheiten, sind aber im Uebrigen sehr einfach und klar. Festere aber ziemlich willkürliche Wortabgrenzungen geben z. B. die Veröffentlichungen der Reichspost, nach denen unter Nacht die Zeit von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens zu verstehen ist; oder die Strafprozeßordnung, welche zu anderen Zwecken ausdrücklich festsetzt: „Nachtzeit umfaßt in dem Zeitraume vom 1. April bis 30. September die Stunden von 9 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens; in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. März die Stunden von 9 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens." Doch genügt es, im Allgemeinen zwischen dem astronomischen und dem sozialen Nacht-Begriff zu unterscheiden. Und es ist meist ohne Nachdenken aus dem Zusammenhange zu entnehmen, welcher von beiden gemeint ist. Wenn z. B. § 322 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren den bedroht, der ein falsches Feuerzeichen aufstellt, „insbesondere zur Nachtzeit auf der Strandhöhe Feuer anzündet, welches die Schiffahrt zu gefährden geeignet ist", so ist selbstverständlich unter Nachtzeit die Zeit der Dunkelheit zu verstehen. Und ebenso selbstverständlich ist die Zeit der ortsüblichen Nachtruhe gemeint, wenn die Strafprozeßordnung eine Durchsuchung „bei Nacht" untersagt. § 104 giebt überdies die bereits oben angegebenen Grenzen ausdrücklich an. Immer ist aber die Auslegung nicht so einfach. Ja ich meine, daß sie manchmal überhaupt nicht gefunden werden kann. Man sehe § 249 des Strafgesetzes, der die Merkmale des „schweren" Diebstahls aufzählt. Dort heißt es unter N. 7:

„Auf Zuchthaus bis zu 10 Jahren ist zu erkennen, wenn der Diebstahl zur Nachtzeit in einem bewohnten Gebäude, in welches sich der Thäter in diebischer Absicht eingeschlichen, oder in welchem er sich in gleicher Absicht verborgen hatte, begangen wird, auch wenn zur Zeit des Diebstahls Bewohner in dem Gebäude nicht anwesend sind."

Ist also ein im Winter um 5 Uhr begangener Diebstahl ein „einfacher", weil er des Nachmittags und nicht zur Schlafenszeit verübt wurde, oder ist er ein „schwerer" Diebstahl, weil zur Zeit der That Dunkelheit herrschte? Jedem Unbefangenen erscheint es wohl gleichmäßig „erschwerend", ob ein Dieb sich diesen oder jenen Umstand zu Nutze macht. Es wäre also meines Erachtens auch nicht ungereimt zu fordern, es sollten im angegebenen Paragraphen unter Nachtzeit beide Sonderbedeutungen gleichmäßig verstanden werden. Aber die Rechtswissenschaft und die Praxis gehen von der Voraussetzung aus, daß nur eine Sonderbedeutung die richtige sei, die man durch Nachdenken „finden" könne. So steht in dem bekannten Lehrbuch Hugo Meyers:

„Was den Begriff der Nachtzeit betrifft, so ist als solche nicht schon die Zeit der eingebrochenen Dunkelheit, sondern erst die Zeit der am Orte eingetretenen Nachtruhe anzusehen."

Und der Verfasser fügt in einer Anmerkung hinzu: „Anderer Meinung: Merkel u. s. f. .... Richtig Hälschner, Berner u. s. f." Warum aber in aller Welt so apodiktisch: „es ist zu verstehen", warum „richtig" und „falsch"? Man sucht vergeblich nach Gründen. — Genau im

entgegen gesetzten Sinne schreibt Olshausen in seinem „Kommentar zum Strafgesetzbuch“:

„Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der keineswegs Nachtzeit und Zeit der Nachtruhe identificirt, bildet die Nachtzeit den Gegensatz zur Tageszeit und beginnt sie deshalb mit dem Eintritt der Dunkelheit nach dem Untergang der Sonne und vorübergegangenen Abenddämmerung, während sie mit dem Beginn der Morgendämmerung endigt. Diese Bedeutung hat Ausdruck in den §§ 293, 296, 322*) zweifellos; für die Annahme, daß in § 243 (7) mit demselben eine andere Bedeutung habe verbunden werden sollen, fehlt es an Anhaltspunkten und kann namentlich der in der erhöhten Gefahr zu suchende legislatorische Grund jener Bestimmung nicht geltend gemacht werden, da dieser gerade für die Zeit der nächtlichen Dunkelheit zutreffend erscheint.“

Olshausen will also von einer Analyse des „gewöhnlichen Sprachgebrauches“ ausgehen, irrt aber meines Erachtens, wenn er nur eine Sonderbedeutung als die übliche hinstellt. Ich leugne nicht, daß Nacht im Sinne von „Dunkelheit“ häufig gebraucht wird, aber gerade bei Zeitbestimmungen ist dies selten.

Sätze wie:

„Die Nacht bricht herein“

oder poetische Wendungen:

„ . . es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
es war ein seltsam Grauen“,

enthalten ja gerade keine Zeitbestimmungen. Handelt es

*) Diese Paragraphen handeln vom Jagen und Fischen oder Krebsen bei Nachtzeit; § 322, wie oben bemerkt, von den Feuerzeichen.

sich aber darum, die Stunden von 5—7 Uhr Nachmittags zu kennzeichnen, so wird gewiß Niemand, wenigstens kein Städter, von „Nachtzeit“ reden, auch wenn es bereits um 4 Uhr dunkel geworden ist. Und wenn in der Zeitung zu lesen ist, daß „heute Nacht“ ein Prinz geboren wurde, so wird wohl Jeder überzeugt sein, daß dieses freudige Ereigniß nicht vor 11 Uhr Abends stattgefunden habe, weil anderenfalls „heute Abend“ zu lesen gewesen wäre. In der bäuerlichen Sprache mag dies anders sein, aber das Allgemein-Urtheil Olshausens ist sicher unzutreffend.

Wenn ferner an drei anderen Stellen des Strafgesetzes „Nachtzeit“ zweifellos im astronomischen Sinne gedeutet werden muß, so geschieht dies, weil sich in ihnen gerade „Anhaltspunkte“ zu dieser Auslegung vorfinden; es ist aber doch kein Grund, daß auch an der vierten Stelle dieselbe Deutung Platz greifen müßte. Und soll die „erhöhte Gefahr“ als ein einziger „legislatorischer Grund“ für die Kennzeichnung eines schweren Diebstahls gemacht werden, so kann man doch nur sagen, daß er genau in derselben Weise für die Zeit der Dunkelheit wie für die Zeit der allgemeinen Ruhe zutrifft.

Man mag sich drehen und wenden, wie man will: alle Bemühungen, durch Nachdenken eine Entscheidung zu finden, die einigermaßen Aussicht hätte, allgemeine Anerkennung zu finden, sind aussichtslos. Und es ist nur selbstverständlich, daß die Autoritäten des Strafrechts auch hier entgegengesetzte Standpunkte vertreten*).

*) Die Meinung von Olshausen theilen z. B. Binding, Merkel, Schütze, Ortloff, Haager, v. Buri, Villnow. Hingegen verstehen unter

Unlösbare Aufgaben in der Rechtsprechung.

Ich habe dieses Beispiel, das ja nichts weniger als belangreich oder interessant ist, so eingehend behandelt weil es für zahlreiche Fälle typisch ist und mir die zu Grunde liegende Frage von grundsätzlicher Bedeutung zu sein scheint. Es ist doch eigentlich unerhört, daß die Rechtsprechung Aufgaben lösen muß und auch zu lösen vorgiebt, die thatsächlich unlösbar sind. Kommt es — wie meist bei der Auslegung eines Wortes darauf an, die Gründe gegen einander abzuwägen, die für die verschiedenen Sonderbedeutungen sprechen, so ist es doch eine ganz alltägliche Erscheinung, daß diese Gründe gleich schwer in die Wagschale fallen. Jedenfalls wird Niemand bestreiten wollen, daß dies möglich ist. In solchen Fällen könnte man, anstatt den Scharfsinn der Richter anzurufen, ebenso gut das Loos entscheiden lassen oder die Würfel. — —

* * *

Allgemeine Begriffsbestimmungen.

Bei Wortinterpretationen innerhalb eines gegebenen Zusammenhanges giebt dessen Sinn — zwar nicht immer ganz ausreichende — aber doch immerhin einige Richtungslinien an. Wie aber steht es, wenn ganz allgemein nach der Bedeutung eines Wortes gefragt wird, dessen Analyse nur ein breites Grenzgebiet ergiebt?

„Nachtzeit" die mit den Jahreszeiten wechselnde Zeit der „ortsüblichen nächtlichen Ruhe": Berner, Geyer, Hälschner, H. Meyer, v. Liszt, Blum, Oppenheim, Puchelt, Rubo. Einen vermittelnden Standpunkt nimmt v. Schwarze ein.

In diesen Fällen treten an Stelle des Zusammenhanges stillschweigend gemachte Voraussetzungen, Theorien, Systeme, ja oft nur individuelle Liebhabereien. Man denke — um berühmte Muster anzuführen — an die Aufsätze Schillers über „naive und sentimentalische Dichtung", über das „Erhabene", über das „Pathetische", über „Anmuth und Würde"; oder an Schopenhauer's Untersuchungen über das „Interessante", „das Komische", über „Ehre" und „Ruhm"; oder an das Kapitel aus Friedrich Nietzsches „Genealogie der Moral": „Was ist vornehm?"; oder an jene zahllosen Abhandlungen über die Begriffe der Kunst, der Religion, der Kultur, der Lyrik und Tragik u. s. f.

Die solchen Aufsätzen zu Grunde liegenden Begriffsbestimmungen sind immer nur unter bestimmten Voraussetzungen und zu bestimmten Zwecken brauchbar, sie sind bestimmten Gedankenkreisen und Erkenntnißsystemen angepaßt und heben nicht die Zulässigkeit, ja Nothwendigkeit anderer Grenzen auf.

Dabei bestreite ich natürlich nicht, daß hie und da gewisse Zwecke eine so überragende Bedeutung gewinnen, daß sie als selbstverständlich oder als die einzig möglichen erscheinen. Werden z. B. wissenschaftliche Theorien oder philosophische Systeme zu herrschenden, so drängen sie natürlich mit Nothwendigkeit dahin, alte Begriffe fallen zu lassen und neue aufzustellen. Auch zwingen wohl bahnbrechende Denker ab und zu ganze Geschlechter in den Bann ihrer Denk- und Sprechweise. Mit den Instinkten des Genies erzeugen sie Begriffe, die wie eine

Erlösung wirken, die auf dunkle Gebiete plötzlich Licht werfen, und die es ermöglichen, verwickelte Zusammenhänge in Natur und Geistesleben in ungeahnt einfacher Weise zu erfassen und darzustellen. Und in solchen Fällen gewinnt es in der That leicht den Anschein, als sei die „wahre" Bedeutung für ein Wort „gefunden", die der Volksseele bereits dunkel vorgeschwebt, als sei der „echte" Begriff im Schutte des verworrenen und verdorbenen Sprachgebrauchs glücklich erkannt und nunmehr von allen Schlacken und Unreinlichkeiten endgültig befreit worden. Inwiefern aber dieses Bild doch schief ist und die Regel nicht trifft, bedarf wohl keiner Ausführung mehr.

Ich kann nur wiederholen: eine Wortabgrenzung beruht immer auf einer Zweckmäßigkeitsfrage. Und so lange sich Zwecke als einigermaßen gleichwerthig gegenüberstehen, ist es immer eine Illusion zu glauben, nur *eine* Begriffsbestimmung sei die „*wahre*", die „eigentlich *richtige*", „*einzig mögliche*" oder „*nothwendige*".

* * *

Was Definitionen sind.

Die landläufigen terminologischen Untersuchungen und Definitionen tragen — methodologisch betrachtet — einen verschiedenen Charakter. Man findet reine Wortanalysen, aber auch ganz individuelle Wortabgrenzungen, öfter ein planloses Hin- und Herschwanken zwischen beiden. Hier tritt eine Definition nur als ein Vorschlag auf, dort als der verkappte Versuch einer Suggestion. In der

Regel aber ist eine Definition bloß die willkürliche Abgrenzung einer neuen Sonderbedeutung. Sie dient nur ganz bestimmten Zwecken, paßt nur in diese Gedankenkreise oder jene Erkenntnißsysteme, erhebt aber den Anspruch, einen Begriff darzustellen, der ausschließlich das Recht hat, durch das fragliche Wort bezeichnet zu werden.

4. Nebensinn und Gefühlswerth der Worte.

I.

Ihr Verhältniß zum begrifflichen Inhalt.

Worte sind nicht nur Zeichen für Begriffe.

„Worte sind Zeichen für Begriffe.“ Dieser Satz bedarf — wie schon dargelegt — in mehr als einer Hinsicht der Einschränkung. Aber auch wenn man den Sinn des Wortes „Begriff“ so weit faßt wie nur irgend möglich, giebt der Satz keinesfalls eine erschöpfende Definition. Worte sind noch anderes und mehr als Zeichen für Begriffe. Sie enthalten Werthe, die nichts mit dem zu schaffen haben, was wir bisher an den Wortbedeutungen beachtet und untersucht haben; Werthe, auf denen gerade die feinsten Wirkungen der Sprache beruhen. Es empfiehlt sich, sie von dem gewöhnlichen, dem begrifflichen Wortsinne abzusondern und ihm gegenüber zu stellen.

Der Mangel geeigneter und anerkannter Fachausdrücke erschwert zunächst die Ausdrucksweise. Es erscheint auf den ersten Blick widerspruchsvoll zu behaupten, daß Worte, die ganz offenbar „dasselbe“ bezeichnen, einen verschiedenen Eindruck auf den Hörer machen, daß Worte zwar gleichen begrifflichen Inhalt und Umfang, aber doch verschiedene Bedeutung haben. Aber die Thatsache selbst

ist sehr bekannt und alltäglich. Man vergleiche z. B. die sogenannten „poetischen“ Worte oder „vocabula solemnia“ mit den entsprechenden des gemeinen Sprachgebrauchs, etwa „Leu“ mit „Löwe“. Wollte man die Identität des Begriffsinhalts leugnen, so müßte man objective Merkmale anzugeben wissen, die wohl dem Leuen zukommen, aber nicht dem Löwen, oder umgekehrt; und wollte man die Identität des Begriffsumfanges leugnen, so müßten gewisse Thierexemplare aufzufinden sein, die als solche, unabhängig von der subjectiven Auffassung und dem Zusammenhange, in dem man sie erwähnt, wohl als Leuen, aber nicht als Löwen bezeichnet werden dürften. Man hört zuweilen die naive Erklärung, ein Leu sei ein „poetischer“ oder auch ein besonders „edler“ Löwe. Danach wäre also Löwe der übergeordnete, Leu der untergeordnete Begriff. Aber es würde wohl lächerlich wirken, wollte der Besitzer einer Schaubude zur Besichtigung „neugeborener Leuen“ einladen, und kein Mensch würde hier auf den Gedanken kommen, die fraglichen Thiere sollten durch die Wahl der Benennung als besonders „edle“ Exemplare gekennzeichnet werden. Woher kommt aber jene lächerliche Wirkung? Im Klange allein kann doch der verschiedene Eindruck der beiden Worte nicht liegen; es giebt unzählig viele Fälle, wo der Zusammenhang ebensowohl Leu wie Löwe zuläßt. Darf man also einen Unterschied in der Bedeutung annehmen, oder soll man sagen, die Bedeutung beider Worte sei zwar völlig gleich und nur der Gebrauch des Wortes Leu sei rein zufällig oder conventionell auf die dichterische Sprache beschränkt?

Poetische Worte.

Löwe und Leu.

Hose und Beinkleid.

Sehen wir also von sogenannten poetischen Worten ganz ab und vergleichen zwei Worte, die beide der alltäglichen Sprache angehören, etwa „Hose“ und „Beinkleid“. Keine Frage, jedes Beinkleid ist eine Hose und jede Hose ein Beinkleid. Aber während es in gewissen Fällen beinahe anstößig wirkt, Hose zu sagen, klingt es in anderen Fällen geziert oder zu „modern“, das Wort Beinkleid zu verwenden. Wollte uns aber gar ein Schneider eine Rechnung über gelieferte „Buxen“ zusenden oder über ausgebesserte „Unaussprechliche“ oder „Inexpressibles“, so würden wir zwar ganz genau verstehen, was er meint, wir würden aber ob seiner Ausdrucksweise an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln.

Nebensinn und Gefühlswerth.

Um eine bequeme Verständigung zu erzielen, wird es sich empfehlen, wie ich schon andeutete, scharf zwischen dem begrifflichen Inhalt und der Gesammtbedeutung des Wortes zu unterscheiden; zwischen dem begrifflichen Inhalt, der alle objectiven Merkmale einschließt, und der allgemeinen Wortbedeutung, die außer dem Begriff noch alle anderen Werthe enthält, die das Wort zum Ausdruck bringt. Diese Werthe sondere ich also von der Wortbedeutung ab, stelle sie dem Begriff gegenüber und fixire sie sprachlich als „Nebensinn“ und „Gefühlswerth“ (Stimmungsgehalt). Nach dieser Auffassungs- und Ausdrucksweise ist es dann eindeutig zu sagen, daß Leu und Löwe einerseits und Hose und Beinkleid andererseits Worte von verschiedener Bedeutung, aber gleichem begrifflichen Inhalt seien.

* * *

Die Verschiedenheit des Eindrucks bei gleichen objectiven Aussagen.

Es ist nicht ohne Reiz zu verfolgen, wie verschieden die seelische Wirkung von solchen Worten und Wendungen ist, die dem Begriff nach genau dasselbe besagen; man erkennt, wie unendlich reich und vielseitig die Wirkungen der Sprache sind, und wie wenig sich ihre Zwecke darin erschöpfen, unzweideutige Klarheit und haarscharfe Verständigung herbeizuführen. So ist es z. B. genau dasselbe Verhalten, das von mir gefordert, derselbe äußere Erfolg, der erzielt wird, wenn man mir sagt: „Warte ein wenig“ oder „verweile einen Augenblick“ oder „harre eine Weile“, und doch fühle ich mich schon beim Hören dieser Worte — außer allem Zusammenhang — in eine andere Umgebung versetzt. Sachlich liegt kein Unterschied in den Sätzen: „er spie ihm ins Antlitz“ und „er spuckte ihm ins Gesicht“, zwischen den Wendungen „sie gingen weiter“ und „sie schritten fürbaß“, und doch umweht uns ein anderer Dunstkreis, je nachdem wir die eine oder andere Ausdrucksweise vernehmen. Die beiden Sätze:

„Er saß einsam trauernd im öden Gemach“

und „Er saß alleine und traurig in der leeren Stube“

besagen „dasselbe“ und doch wiederum nicht „dasselbe“. Und so falsch es ist zu meinen, in der Dichtkunst müßten immer gewisse Worte gebraucht und andere nur der Prosa überlassen werden, so gewiß ist es doch, daß wir einen anderen seelischen Eindruck erhalten und nicht nur einen andern Klang empfinden, wenn wir Zähre statt Thräne hören, Weiher statt Teich, Fittich statt Flügel, Ferge statt Fährmann, Minne statt Liebe, Nachen statt Kahn,

Maid ſtatt Mädchen, Haupt ſtatt Kopf, Roß oder Gaul ſtatt Pferd u. ſ. w.

Begrifflicher Inhalt, Nebenſinn, Gefühlswerth

Alle dieſe Werthe aber, die ſich eng mit den Worten verketten, dieſe halb unbewußten und nur leiſe mitſchwingenden Nebenvorſtellungen, dieſe Begleitgefühle und Stimmungen, dieſe Obertöne, die unwillkürlich mit anklingen, wenn ein Wort ertönt, gehören natürlich ebenſo zur Bedeutung des Wortes wie der begriffliche Inhalt, den es bezeichnet. Sie ſind ein unentbehrliches Mittel des ſprachlichen Ausdrucks, auf dem alle feineren Wirkungen des Stils beruhen.

Ich unterſcheide alſo am Worte dreierlei:

1. den begrifflichen Inhalt von größerer oder geringerer Beſtimmtheit, wie ich ihn in den vorſtehenden Abſchnitten gekennzeichnet habe,
2. den Nebenſinn,
3. den Gefühlswerth (oder Stimmungsgehalt).

Und ich verſtehe unter dem Nebenſinn alle die Begleit- und Nebenvorſtellungen, die ein Wort gewohnheitsmäßig und unwillkürlich in uns auslöſt, unter dem Gefühlswerth oder Stimmungsgehalt alle reactiven Gefühle und Stimmungen, die es erzeugt.

* * *

Nebenſinn.

Die Bedeutung des Wortes für den Allgemeinbegriff entſpricht völlig der Bedeutung des Eigennamens für eine Perſon. Je nachdem wir einen Menſchen mit dieſem oder jenem Namen nennen hören, werden wir etwas Verſchiedenes

uns innerlich vergegenwärtigen. „Aristoteles“ oder „der Lehrer Alexanders“ oder „der Philosoph von Stagira“ das ist gewiß ein und dieselbe Person; da aber von den drei Benennungen jede eine andere Seite dieser Person in den Vordergrund des Bewußtseins hebt und demgemäß andere Vorstellungskreise anregt, haben sie doch eine andere Bedeutung. Ebenso ist in der Person „Friedrichs II. von Preußen“ und des „Alten Fritz“ gar kein Unterschied; aber die Vorstellungswerthe der Namen sind doch verschieden: wir denken unwillkürlich jedesmal an andere Züge im Wesen des Preußenkönigs.

Soldat und Krieger.

So erhalten auch die Worte, die Namen für Begriffe oder Allgemeinvorstellungen sind, einen besonderen Nebensinn, indem sie einzelne Seiten des bezeichneten Begriffs stärker betonen, gewisse Merkmale in den Vordergrund rücken oder auch Begleit-Vorstellungen anregen, die eigentlich gar nicht im Begriffe liegen. Man vergleiche z. B. „Krieger“ mit „Soldat“. Bei Krieger denkt man mehr an Schlacht und Kampf, bei Soldat mehr an die Kaserne, den Exerzirplatz und die bunte Uniform. Dazu kommt, daß Krieger die Nebenvorstellung des „Unmodernen“ hat, obgleich der Begriff des Kriegers als solcher keine Zeitbestimmung enthält und von der Abstammung ganz absieht; so daß man ebenso gut von ägyptischen Kriegern aus der Zeit des Ramses wie von römischen Kriegern aus der Zeit Diocletians reden kann. Aber es würde seltsam klingen oder als beabsichtigt scherzhafte Wendung aufgefaßt werden, wollte man von einer Compagnie vorbeimarschirender Soldaten aussagen: ein Haufe Krieger sei vorbeigezogen.

Lenz und Frühling.

Oder man denke an Worte wie Frühling und Lenz. Das letztere stellt die anschaulichen, reizvollen Seiten dieser Jahreszeit mit ihrem Blüthenduft und Sonnenschein dar, und es kann daher nicht dort verwendet werden, wo andere Seiten, etwa die astronomische, in Frage kommen: man sagt nicht Lenzes-Tag- und Nachtgleiche, sondern Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

Ursachen für die Entstehung des Nebensinnes.

Natürlich wird der Nebensinn häufig durch die ursprüngliche Wortbedeutung bestimmt, wie sie sich aus Ableitung oder Zusammensetzung ergiebt. Daß Säugling anders wirkt als „Wickelkind“ oder „Neugeborenes“, ist etymologisch sofort zu erklären. Sehr oft sind aber andere Gründe ausschlaggebend. Ein Wort, das zur Zeit Luthers gang und gäbe war, gewinnt, wenn es aus der heutigen alltäglichen und Schriftsprache verschwindet und dem heutigen Geschlecht nur noch durch Luthers Bibelübersetzung bekannt wird, naturgemäß einen religiösen Beigeschmack und regt unwillkürlich Vorstellungen aus dem biblischen Alterthum an. Und so können noch mancherlei Zufälligkeiten eine Rolle spielen.

* * *

Gefühlswerth abhängig vom begrifflichen Inhalt.

Eng verbunden mit dem Nebensinn eines Wortes und häufig seine unmittelbare Folge ist der Gefühlswerth oder Stimmungsgehalt. Natürlich kann nicht immer von einem solchen die Rede sein. Die friedlichen Wörter „Federhalter“, „Wismuth“, „Kugel“, „Tisch“ sind nicht geeignet, Begleitgefühle auszulösen; während bei Worten

wie „Vaterland", „Mord", „Kuß", „Folter", „Revolution" gerade ein ſtarkes reactives Gefühl im Vordergrunde des Bewußtſeins ſteht.

Lazarus hat einmal auf den Unterſchied zwiſchen einem „Scheiterhaufen" und einem „Haufen Scheiter" aufmerkſam gemacht. Ein Haufen Scheiter iſt eine völlig gleichgültige Sache, die die Seele kalt läßt; ein Scheiterhaufen aber regt Phantaſie und Mitgefühl in energiſcher Weiſe auf: das Wort hat eben bedeutenden Gefühlswerth.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Art des auftretenden Gefühls in erſter Linie vom begrifflichen Inhalt abhängt. Es liegt eben im Weſen des Begriffes „Mord", Gefühle des Entſetzens und der Empörung wachzurufen. Aber nicht ſelten kann man auch ein und derſelben Sache von verſchiedenem Standpunkt aus und in verſchiedener Stimmung gegenüber treten. Und indem das Wort dieſen ſubjectiven Zuſtand mit zum Ausdruck bringt, hat es einen beſtimmten Gefühlswerth, der mit den objectiven Merkmalen des begrifflichen Inhalts nichts zu thun hat. Der Gefühlswerth kennzeichnet dann nicht ſowohl das, wovon geſprochen wird, als vielmehr den, der ſpricht. Sagt man z. B. ſtatt betrügen: bemogeln oder beſchummeln, ſtatt betrunken: benebelt oder beſoffen, ſo wird dem Hörenden nicht nur Mittheilung von dem Zuſtande oder der Handlung eines Dritten gemacht, ihm wird gleichzeitig ein Seelenzuſtand des Sprechenden übermittelt, eine ſtrenge oder leichtfertige, eine liebenswürdige oder rohe Auffaſſungsweiſe. Und wenn ein ſcherzhaft aufgelegter Menſch

Die ſubjective Bewerthung.

ſtatt Naſe Riechkolben ſagt oder ſtatt Cigarre Glimmſtengel, ſo will er gar nicht die fraglichen Dinge objectiv kennzeichnen, ſondern nur ſeiner eigenen heiteren Laune Ausdruck geben. Dient ein Wort als Prädicat, ſo vermittelt der im Worte liegende Begriff einen Thatbeſtand, es giebt ein objectives Urtheil ab, hingegen der im Worte liegende Gefühlswerth eine ſubjective Beurtheilung. „Der Feind flieht“ iſt lediglich ein ſachliches Urtheil, weil „fliehen“ keinen Gefühlswerth hat. (Vgl.: die Jahre fliehen, die Leidenſchaft flieht, Hannibal flieht.) Aber „der Feind reißt aus“ enthält nicht nur dieſelbe Ausſage über einen objectiven Thatbeſtand wie: „der Feind flieht“, ſondern außerdem noch die Beurtheilung: das iſt kläglich, darüber mache ich mich luſtig. Den Begriff „fliehen“ plus dem Gefühlswerth einer achtungsvollen Theilnahme giebt das Wort „flüchten“ oder „ſich flüchten“; hingegen den Begriff „fliehen“ plus einer größeren oder geringeren Menge an Mißachtung, Spott und Humor die Wendungen: „ſich aus dem Staube machen“, „das Haſenpanier ergreifen“, „Ferſengeld geben“, „Reißaus nehmen“, „auskratzen“ u. a.

Fliehen.

Ueberaus mannigfaltig ſind die verſchiedenen Schattirungen und Abarten an Billigung und Mißbilligung, Zuneigung und Abneigung, Werth- und Geringſchätzung, die durch das Wort gleichzeitig mit einem Begriff übermittelt werden. So liegt z. B. höhniſche Mißachtung in „alte Jungfer“, ein gewiſſer Reſpect in „betagtes Fräulein“, während „unverehelichte Frauensperſon in vorgerückten Jahren“ die Nüchternheit einer ſachlichen und amtlichen

Auffassungsweise enthält. „Schulmeister“ drückt eine Geringschätzung aus, die „Lehrer“ nicht hat, „Freiheit“ enthält begeisterte Billigung, „Schrankenlosigkeit“ Tadel. Ueber die Bedeutung von „Weib“, „Gattin“, „Frau“ und „Gemahlin“ hat Saphir einmal ganz artige Scherze gemacht: Weib, Frau, Gattin, Gemahlin.

„Man ist glücklich mit dem Weibe,
Zufrieden mit der Frau,
Lebt so so mit der Gattin,
Arrangirt sich mit der Gemahlin.

„Man wird geliebt von dem Weibe,
Gut behandelt von der Frau,
Aestimirt von der Gattin,
Geduldet von der Gemahlin.

„Stirbt der Mann, ist untröstlich das Weib,
Es trauert die Frau,
Nach einem Jahr heirathet die Gattin,
Nach sechs Wochen die Gemahlin“ u. s. w.

Sicher ist jedenfalls, daß die fraglichen Bezeichnungen einen verschiedenen Gefühlswerth besitzen, doch kommt auch noch ein gewisser Nebensinn dazu. Bei Gemahlin denken wir unwillkürlich an höhere Gesellschaftskreise. In der Bibel könnte nich wohl von der Ehefrau des Uria, in einem richterlichen Urtheile nicht wohl von dem Weibe des Tischlers Schulze die Rede sein; es heißt „das Weib des Uria“ und „die Ehefrau des Tischlers Schulze“.

Stimmungsgehalt.

Bei vielen Ausdrücken wird man weniger davon reden können, daß sie ein Werthurtheil, eine Hoch- oder Geringschätzung enthalten, als daß ihnen eine besondere

Stimmung anhaftet: ein besonderer Dunstkreis lagert über ihnen. Manche klingen altväterisch bieder, andere mehr leichtfertig und weltmännisch; diese pedantisch nüchtern, jene humoristisch oder burschikos. Einige wirken überaus gewöhnlich, fast gemein, obgleich ihr begrifflicher Inhalt keinen Grund hierfür bietet. Man vergleiche „schmeißen" mit „werfen", „kriegen" mit „bekommen", „Keile" mit „Schläge" u. s. f. Wieder andere machen einen besonders „gewählten" Eindruck und lassen sich nur in höheren Stilarten verwenden. Das gilt selbst von Formen derselben Wörter: „beut" klingt vornehmer als „bietet", „ward" vornehmer als „wurde". Oder man vergleiche „fließt" mit „fleußt"; oder die beiden Plurale von Land: „Lande" und „Länder". Wieder andere Gegensätze bringen die Formen „kommt" und „kömmt", „fragt" und „frägt", „kriecht", „kreucht" und „kraucht" zum Ausdruck. Selbst ganz inhaltleere, nur Beziehungen ausdrückende Worte können einen Gefühlswerth gewinnen. Das Fragewort „gelt?" klingt (für den Norddeutschen wenigstens) viel gemüthlicher und anheimelnder als das genau entsprechende „nicht wahr?"

Treuherziger Ausdruck.

In einer Satire*) über Possenfabrikation fand ich jüngst die ganz scherzhafte Anweisung für treuherzigen Ausdruck:

„Zu jedem guten Stück gehört Empfindung. Etwas für's Herz und Gemüt.

Freude an der Natur ist immer gut.

*) Aus der „Jugend", Jahrgang IV, Nr. 27.

Als geeignetſtes Organ dafür: Der Städter, der während der Sommerferien in's Gebirge kommt. Treuherziger Ausdruck.

Er duzt die Berge, die in der Ferne blauen. („Blauen" iſt gut!)

Er läßt die Pronomina gewöhnlich wegfallen.

Beiſpiel einer Anſprache an den Berg: „Was ſchauſt (nicht „ſiehſt!") mich ſo verwundert an, alter Schlingel? (auch „Burſch" oder „Geſell"). Haſt mich wohl ganz vergeſſen? Heh?... Schäm dich, Geſell! (oder „alter Schlingel".) Hab' allweil dein gedacht, daheim, in der dumpfen, rußigen . ." u. ſ. w.

„Allweil" iſt auch gut! „Allzeit" geht noch. Aber „immer" und „ſtets" müſſen gemieden werden.

Sprache muß überhaupt ländlich anheimeln, von einem Hauche von Deutſch- und Alterthümelei geſtreift ſein.

Man ſage daher „dieweil" für „während", „Born" für „Brunnen", „Baute" für „Haus", „mein alter Herr" für „Vater", „Dirne" für „Mädchen", „Bub" für „Junge", „Krug" für „Wirthshaus", „Fidel" für „Geige". Man ſpreche vom „Schlot", „Rinnſal", „Gezweig", einem „luſtigen Spielmann", „fahrendem Volk", und rufe jauchzend dazwiſchen „heia!" und „hui!" („juchheh!" weniger charakteriſtiſch, beſſer „juh!")."

Es giebt nicht wenige angebliche Komödien-Dichter, deren ganze Charakteriſirungskunſt ſich darin erſchöpft, den Gefühlswerth der Worte in dieſer Weiſe auszuſpielen.

* * *

Ursachen für Entstehung des Gefühlswerthes.

Immer die Gründe anzugeben, weshalb ein Wort diesen, ein anderes jenen Gefühlswerth aufweist, wird nicht möglich sein. Gewiß spielen oft allerhand Zufälligkeiten eine Rolle. Manchmal ist wohl der Klang maßgebend. „Sarkophag" klingt feierlicher als „Sarg", aber der ursprüngliche Sinn — Fleischesser — kann für diesen Gefühlswerth nicht wohl maßgebend gewesen sein. Im Tone beruht es wohl auch, daß „sofort" schneidiger wirkt als „sogleich". Man sagt: „er kam sogleich", aber befehlend: „komm sofort!" Doch ist natürlich auch häufig die ursprüngliche Wortbedeutung, die Ableitung oder das Bild von Einfluß. In diesem Falle ist der Stimmungswerth fast immer mit einem besonderen Nebensinn verknüpft, wie denn überhaupt beide gar oft gleichzeitig auftreten und sich gegenseitig bedingen. Man vergleiche die Worte: sterben, entschlafen, den Geist aufgeben, verscheiden, heimgehen, in die Grube fahren, ins Gras beißen, verrecken, crepiren.

Mehr und weniger anstößige Worte

Daß manche Worte weniger anstößig wirken als andere, die genau die gleiche unästhetische oder das Schamgefühl verletzende Sache bezeichnen, dafür werden mancherlei Gründe maßgebend sein können. Entweder ist das anständige Wort ein abstracter Ausdruck, der also weniger Anschauungsgehalt besitzt (z. B. „in anderen Umständen sein"); oder es ist ein wissenschaftlicher Fachausdruck, der naturgemäß andere Vorstellungskreise anregt; oder es ist ein Fremdwort, das schwerer in die Volkssprache eingehen konnte; oder endlich es ist ein Wort, das der Ableitung oder Zusammensetzung nach eine be-

sondere, unverfängliche Seite des Begriffs in den Vordergrund rückt und somit erst einen bestimmten Nebensinn erzeugt, der dann die am Unanständigen haftenden Gefühle theilweise aufhebt. So las ich einmal in der Ordnung einer Strafanstalt, es seien für gewisse Vergehen „einige Streiche auf das entblößte Gesäß des Delinquenten zu verabfolgen". Das klingt gewiß äußerst sachlich und amtlich. Eine mehr volksthümliche Ausdrucksweise für diese schmerzhafte Execution würde an dieser Stelle kaum wiederzugeben sein. Warum ist aber „Gesäß" nicht entfernt mit jenem Gefühlswerth ausgestattet, den andere begriffsgleiche Worte aufweisen? Indem es eine nicht zu beanstandende Verrichtung dieses Körpertheils — das Sitzen — in den Vordergrund hebt, gewinnt es einen besonderen Vorstellungsgehalt, der dann auch die besondere Art seines Gefühlswerthes nach sich zieht. — Der Ausdruck „guter Hoffnung sein" ist einerseits noch recht abstract, andererseits betont er aber die ideale Seite des fraglichen Zustandes und rückt hierdurch andere, etwa die ästhetische oder physiologische, in den Hintergrund.

Auf diese Weise werden sich gewiß meist Gründe für die Entstehung der den Worten anhaftenden Begleitgefühle anführen lassen. Aber ich wiederhole: nicht selten sind auch allerhand nicht nachweisbare Zufälligkeiten im Spiele, so daß wir keine Erklärungen geben, sondern uns nur auf das allgemeine Sprachgefühl berufen können.

* * *

Von einigen Worten könnte man sagen, daß sie überhaupt nur Gefühlswerth besäßen, oder besser, daß ihr begrifflicher Inhalt ganz im Gefühlswerth aufgegangen sei. Bei Schimpfworten z. B. ist der großen Menge, die sie gebrauchen, der eigentliche Sinn unbekannt. Man denke an „Hundsfott“ oder „Luder“. Das mittelhochdeutsche „luoder“ bezeichnete ursprünglich jede Lockspeise, beschränkte sich aber später auf die gebräuchlichste Art, auf verwesendes Thierfleisch. Vom chemischen Standpunkte aus ist nun freilich Fleisch im Zustande organischer Auflösung eine ganz interessante Sache, für den Laien aber mit normalen Geruchsorganen knüpfen sich gar bald kräftige Ekelgefühle an diesen Begriff; Ekelgefühle, die es begreiflich erscheinen lassen, wenn der in Rede stehende Ausdruck zum gemeinen Schimpfwort sich entwickelte. Und das Gefühl des Abscheus blieb bei dem Worte, während die begriffliche Bedeutung aus dem Bewußtsein des Volkes schwand. Vielleicht beruht die kräftige, fast mystische Wirkung mancher Schimpfworte gerade darauf, daß im Grunde kein Mensch mehr weiß, was sie eigentlich besagen.

Schimpfworte.

Bei der Frage, ob ein Ausdruck beleidigend sei oder nicht, thut man gut, von dem begrifflichen Inhalt möglichst abzusehen. Oft ist es freilich schwierig, eine Entscheidung zu fällen; denn feinere Werthe lassen sich nicht immer greifen und wägen, und Manche haben keine Ohren, sie zu hören, und leugnen ab, daß sie überhaupt vorhanden seien. So z. B. jenes Richtercollegium, das vor einiger Zeit dahin entschied, daß „Kadavergehorsam“

keine Beleidigung einschließe. Ein Redacteur hatte von irgend einem kleinen deutschen Fürsten behauptet, er verlange „Kadavergehorsam“. Der Staatsanwalt hatte Strafe wegen Beleidigung beantragt, aber der Gerichtshof hatte den Angeklagten freigesprochen: Kadavergehorsam sei nichts anderes als „unbedingter Gehorsam“; ihn zu verlangen, sei nicht herabsetzend oder verächtlich. Auch wer dem Angeklagten von Herzen die Freisprechung gönnt und ein Gegner von Beleidigungsprocessen überhaupt ist, wird doch die Schlüsse des Gerichtshofes anfechten müssen. Weil die Ausdrücke „Kadavergehorsam“ und „unbedingter Gehorsam“ den gleichen Begriffsinhalt haben, deshalb brauchen sie noch lange nicht denselben Gefühlswerth zu besitzen. Und nur von diesem hängt der beleidigende Charakter eines Wortes ab. Meines Erachtens hat „Kadavergehorsam“ ganz entschieden einen verächtlichen Beigeschmack. Aber auf der Retorte einer nur begrifflichen juristischen Analyse hat sich dieser Gefühlswerth völlig verflüchtigt.

Kadavergehorsam.

* * *

An manche Worte knüpfen sich mehrfache, oft genau entgegengesetzte Werthgefühle; eine Thatsache, die sich entweder auf die Vieldeutigkeit des fraglichen Ausdrucks gründet oder auf die Verschiedenheit des Standpunktes, von dem aus man den durch jenen Ausdruck bezeichneten Vorstellungen gegenübertreten kann. Man vergleiche die verschiedene Wirkung des Wortes „Welt“; wie auf der

Worte mit mehrfachem Gefühlswerth.

Welt.

einen Seite die Unendlichkeit und unermeßliche Fülle der Erſcheinungen Gefühle der Erhabenheit anregt, andererſeits aber eine chriſtlich-religiöſe Auffaſſungsweiſe den Nebenſinn des Sündhaften und Nichtigen, ſowie die entſprechenden Begleitgefühle an das Wort kettet:

„. . . Und unter tauſend heißen Thränen
Fühlt ich mir eine Welt entſtehen!“

Aber:

„Habet nicht lieb die Welt und was in ihr iſt“
oder „Die Welt vergehet mit ihrer Luſt“ u. ſ. f.

Weib und Weiber.

Auch der Singular des Wortes „Weib“ hat einen doppelten Gefühlswerth, von denen ſich je einer auf die zugehörigen Adjektiva „weiblich“ und „weibiſch“ überträgt. Seltſamer Weiſe hat aber im Gegenſatz zum Singular der Plural „Weiber“ wohl immer die Nebenbedeutung des Minderwerthigen, ja Verächtlichen.

„Seid ihr nicht wie die Weiber, die beſtändig
Zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort,
Wenn man Vernunft geſprochen ſtundenlang!“

„Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beſchönen wüßte!“

„Die armen Weiber ſind doch übel dran.“

„Die Weiber, die Weiber! man vertändelt gar zu viel
Zeit mit ihnen.“

Weib und Frau.

Es wäre gegen das Sprachgefühl zu ſagen:

„Ehret die Weiber! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben“

oder „Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Weibern an.“

Uebrigens iſt der Streit, ob „Frau“ oder „Weib“ der edlere Ausdruck ſei, ſchon ſehr alt, wie die Verſe Frauenlobs und Walthers von der Vogelweide beweiſen. Sehr naiv berühren freilich die Gründe, die Walther zur Bekräftigung ſeiner Meinung heranzieht:

Wîp muoz iemer sîn der wîbe hôhste name,
und tiuret baz dan frouwe, als ichz erkenne.
Swâ nû deheiniu sî diu sich ir wîpheit schame,
diu merke disen sanc und kiese denne.

Under frowen sint unwîp,
under wîben sint si tiure.
wîbes name und wîbes lîp
die sint beide vil gehiure.
swiez umb alle frowen var,
wîp sint alle frowen gar.
zwîvellop daz hoenet,
als under wîlen frowe:
wîp dêst ein name ders alle kroenet *).

*) In Simrocks Uebertragung:

„Weib“ muß ſtets der Frau höchſter Name ſein,
Der mehr als „Frau“ ſie — dünkt mich — ziert und kleidet.
Wenn etwa eine meint, es klinge „Weib“ nicht fein,
Die höre dieſen Sang, eh' ſie entſcheidet.

Unweiber giebt's bei Frauen auch,
Unter Weibern giebt es keine.
Weibes Name, Weibes Brauch
Iſt voll Zartheit und voll Reine.

Auf dem Ausspielen entgegengesetzter Gefühlswerthe desselben Wortes beruht das Wirksame mancher Antithesen:

„Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuget das Haupt dir;
Doch daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor!"

Man vergleiche auch den Wechsel in der Stimmung:

„Welch' Schauspiel! Aber ach! ein Schauspiel nur!"

* * *

Charakter des Stils.

Angemessene Form.

Gefühlswerth und Nebensinn der Worte sind es vor Allem, die die Art des Stils, den Charakter der Rede bewirken; von ihnen hängt es ab, ob wir eine Ausdrucksweise angemessen oder unangemessen finden. So ist zwar „der Doctor" schlechthin nichts anderes als der Arzt. Aber die fromme Inschrift einer Diakonissenanstalt könnte kaum lauten: Ich bin der Herr, dein Doctor, oder dein Heilkünstler, oder dein Medicus, sondern nur: „Ich bin der Herr, dein Arzt". Nichts thörichter, als die Meinung, es komme doch nur darauf an, daß der Hörende oder Lesende genau versteht, was der Redende oder Schreibende meint. Selbst im nüchternsten Stile verlangen wir eine angemessene Form. Ein amtliches Schriftstück kann wohl beginnen: „Jedermann weiß . . .", aber nicht „jedem

---

Ist oft Frauen nicht zu trau'n,
Alle Weiber sind doch Frau'n.
Zweifellob, das höhnet
Wie oft der Name Fraue;
Weib ist ein Wort, das alle krönet.

Erdensohn ward Kunde . . .", obgleich diese Wendung auch allgemein „verständlich" ist. Und ein Lehrer läßt sich wohl die Mittheilung eines Schülers gefallen: „Ich habe eine Ohrfeige bekommen", aber er lehnt die Form „ich habe eine Maulschelle gekriegt" als gemein, die Form „ich habe einen Backenstreich empfangen" als geziert ab —, obwohl es bei einer solchen Mittheilung lediglich auf die Feststellung eines objectiven Thatbestandes ankommt, und diese durch jede der drei Wendungen gleichmäßig klar und unzweideutig erfolgt. Die Sprache ist auch bei den einfachsten Mittheilungen mehr als ein Mittel zur Verständigung.

Dichterische und rhetorische Sprache.

Ueber die eigentlich dichterische und rhetorische Sprache zu reden, ist wohl überflüssig. Man übersetze Stellen von starker Wirkung, etwa einige Zeilen aus Goethes Faust oder eine der seltsam berauschenden Stellen aus Nietzsches „Zarathustra" ins Lateinische oder in eine Sprache, die man nicht geläufig spricht, von deren Worten man also nur den begrifflichen Inhalt kennt. Der meist sehr auffällige Unterschied im Eindruck läßt dann leicht den Antheil ermessen, den Gefühlswerth und Nebensinn der Worte an ihm haben.

Ausbeutung des Gefühlswerthes.

Es gibt nicht wenige angebliche Dichter und Redner, die unter gänzlichem Verzicht auf eine Wirkung durch Gedanken ausschließlich dadurch beim großen Publicum Erfolgen erzielen, daß sie in Worten schwelgen, an denen gewisse conventionelle und wohlfeile Werthe haften. Sie werden selten auf die Menge ihren Eindruck verfehlen. Nachtigallen, Mondschein, Flieder und Liebe thuen, ausgiebig verwerthet,

in Gedichten immer noch gute Dienste. Und gewandte Volksredner wissen genau, daß es, um starke Wirkungen zu

Schlagworte.

erzielen, durchaus nicht auf den Sinn der Rede, wohl aber auf eine geschickte Mischung stimmungshaltiger Schlagworte ankommt. Je nach dem Standpunkt, den sie vertreten, oder den sie bei den Hörern voraussetzen, sprechen sie vom „deutschen Gemüth“ und von „deutscher Treue“, citiren sie gerührt den „greisen Heldenkaiser“ und seine „Paladine“ oder empört den „vom Schweiß der Massen gemästeten Bourgeois“ und betonen mit sonorem Organ die schönen Worte „unentwegt“ und „voll und ganz“. Der Eindruck ist unausbleiblich, mag im Uebrigen der sachliche Gehalt der Rede so kläglich und nichtssagend wie möglich gewesen sein. Vielleicht kann man es geradezu als das Wesen der Phrase bezeichnen, sinn- und gedankenlos den Gefühlsgehalt der Worte zu verwenden. Nicht Gründe und sachliche Einsichten sind es, die allerhand Hochgefühle oder sittliche Empörung hervorrufen; der Wortschwall selbst mit den ihm anhaftenden Reizen facht das Strohfeuer einer wohlfeilen und gedankenlosen Begeisterung an.

* * *

Verbindung contrahirender Worte.

Verbindet man Wörter, an denen entgegengesetzte Gefühlswerthe haften, so ergeben sich immer stilistische Eindrücke besonderer Art. Eine solche Combination kann humoristisch wirken — aber auch paradox und irritirend.

Im Römerbrief des Apostels Paulus heißt es: „Da ihr nicht mehr Knechte seid der Sünde, seid ihr Knechte worden der Gerechtigkeit“. Der Gegensatz in der Bewerthung von „Knecht“ und „Gerechtigkeit“ und die aus ihm sich ergebende leichte Paradoxie gibt einen starken Reiz, in die Tiefe zu denken. Man ersetze zum Vergleich die Worte „Knechte der Sünde“ und „Knechte der Gerechtigkeit“ zuerst durch

Knechte der Gerechtigkeit.

„Diener der Sünde“, „Diener der Gerechtigkeit“

und sodann durch

„Sklaven der Sünde“, „Sklaven der Gerechtigkeit“.

Hier springt sehr deutlich in die Augen, wie viel Vorstellungs- und Gefühlsmassen beim Hören gewisser Worte mitschwingen. Je nach der Wahl der Ausdrücke wird das ganze Problem der menschlichen Freiheit in eine verschiedene Beleuchtung gerückt*).

Noch stärker ist die Wirkung, wenn die Combination der verschieden bewertheten Worte noch einen Widerspruch einzuschließen scheint. Man beachte z. B. die Beiworte von „Lüge“ in dem folgenden Abschnitt aus Nietzsches „Genealogie der Moral“ **):

„Ehrliche Lüge.“

„Unsere Gebildeten von Heute, unsere „Guten“ lügen nicht, — das ist wahr; aber es gereicht ihnen n i c h t zur

*) Ich spreche hier natürlich nur von der Wirkung, die die deutsche Uebertragung des in Rede stehenden Bibelwortes thatsächlich heute ausübt. Welche Wirkung durch die Worte des Urtextes: ἐδουλώθητε τῇ δικαιοσύνῃ, δοῦλοι τῆς ἁμαρτίας vom Verfasser beabsichtigt wurde, wage ich nicht zu beurtheilen. Man kann bezweifeln, ob sich überhaupt der Gefühlswerth toter Sprachen nachträglich feststellen läßt.

**) I. 19. S. 151.

Ehre! Die eigentliche Lüge, die ächte resolute „ehrliche“ Lüge (über deren Werth man Plato hören möge) wäre für sie etwas bei weitem zu Strenges, zu Starkes; es würde verlangen, was man von ihnen nicht verlangen darf, daß sie die Augen gegen sich selbst aufmachten, daß sie zwischen „wahr“ und „falsch“ bei sich selber zu unterscheiden wüßten. Ihnen geziemt allein die unehrliche Lüge; Alles was sich heute als „guter Mensch“ fühlt, ist vollkommen unfähig, zu irgend einer Sache anders zu stehen als unehrlich verlogen, abgründlich verlogen, aber unschuldig verlogen, blauäugig verlogen, tugendhaft verlogen . . . . .“

Die Wirkung beruht hier auf leicht zu durchschauenden stilistischen Kunstgriffen: einem Spielen mit dem mehrfachen Sinn der Worte und einer Verbindung von Ausdrücken mit stark contrastirenden Gefühlswerthen.

Burleske Wirkungen.

Natürlich schlägt die Wirkung ins Burleske um, wenn die vereinigten Worte einen ganz unvereinbaren Sinn aufweisen, wie bei dem Dramentitel: „Nothzucht aus Edelmuth“.

* * *

Schwankungen des Gefühlswerthes.

Im Vergleiche mit dem begrifflichen Inhalte sind Nebensinn und Gefühlswerth eines Wortes natürlich noch weniger bestimmt; sie sind zeitlichen, örtlichen, persönlichen

Aenderung mit der Zeit.

Schwankungen ausgesetzt. So bezeichnete früher „Mähre“ durchaus auch das „edle“ Roß, „Pfaffe“ war ein höchst achtbare Name. „Buhler“ nannte man auch den keuschen

Liebhaber (wie heute noch den „Buhlen“ in gehobener Sprache). Bei „Aar“ und „Adler“ hat sich der Gefühlswerth gerade umgekehrt. „Adler“ ist entstanden aus Adel-Aar = edler Aar; heute, wo das Wort im Sprachbewußtsein den Charakter der Zusammensetzung völlig eingebüßt hat, hat wieder „Aar“ als der einfachere und alterthümliche, daher für die gehobene Sprache geeignete Ausdruck jenen Gefühlswerth gewonnen, den ursprünglich Adler besaß. Aber auch in viel kürzerer Zeit ändern sich Gefühlswerth und Nebensinn eines Wortes. Noch vor 50 Jahren wäre ein Werk über Ethik undenkbar gewesen, das nicht das Wort „Tugend“ ausgiebig verwendet hätte. Heute hat es eine Schattirung in der Bedeutung erworben, die es zum wissenschaftlichen Fachausdruck unbrauchbar macht. Oder man denke daran, wie das Wort „Jüngling“ heute wirkt, und wie es offenbar noch zu Schillers Zeiten gewirkt hat. Gewiß, man kann auch heute noch von Siegfried oder Alexander als von herrlichen oder Helden-Jünglingen reden. Aber Jüngling allein — zumal auf einen modernen Menschen bezogen, wirkt zu weichlich und sanft — man denkt unwillkürlich an einen Menschen, der schwärmt, leicht roth wird, „ihren“ Spuren folgt, heimlich Gedichte macht und lange Haare trägt. Und wenn ein Lehrer seine Primaner Jünglinge nennt, so hat das gewiß einen ironischen Beigeschmack.

Örtliche Schwankungen.

Aber auch zur selben Zeit ist das Sprachgefühl nicht allenthalben dasselbe. Man denke daran, wie mundartliche Wörter auf den wirken, der sie gewohnheitsmäßig gebraucht, und auf den, der sie selten hört. Manche Ausdrücke haben

in verschiedenen Theilen Deutschlands einen verschiedenen Gefühlswerth. Für den Norden hat „Roß“ eine edle Nebenbedeutung, die in Süddeutschland nicht bekannt ist. Daher ist „Roßschlächterei“ Vielen ebenso wider das Sprachgefühl wie etwa „Gaul-“ oder „Mährenschlächterei“. Der in Oesterreich stellenweise gebräuchliche Gruß „Auf Wiederschauen“ wirkt in Norddeutschland nur komisch. In manchen Gegenden hat „Bube“, insbesondere die Abkürzung „Bub“, einen sehr harmlosen Sinn, es klingt noch gemüthlicher als „Knabe“. In anderen wirkt es, zumal mit der richtigen Betonung ausgesprochen, nicht viel anders als „Schurke“. Ebenso groß ist auch der Unterschied zwischen der oberbayerischen „Dearn“ und der norddeutschen „Dirne“ u. s. f.

Individuelle Verschiedenheiten.

Auch das „Milieu“, Partei, Stand und Bildungsgrad ist natürlich von Einfluß. Worte wie „Geusen“, die von einer Partei als Schimpfnamen gebraucht wurden, dienten der anderen zu Ehrennamen. Ausdrücke wie „Freiheit“, „Gleichheit“, „Brüderlichkeit“ klingen den Einen gar lieblich in den Ohren, während sie auf Andere wie ein Alarmschuß wirken. Für die Herren Einbrecher von Fach mag das Wort „schwerer Einbruch“, das für den friedlichen Staatsbürger recht unangenehm klingt, gewiß mit Gefühlen bewundernder Anerkennung verkettet sein, falls sie nicht vorgezogen haben, einen besonderen Fachausdruck zur Verständigung in vertraulichen Kreisen zu bilden („schwerer Junge“ heißt der Thäter) u. s. f.

Zumal in Bevölkerungsgruppen, die abgeschlossen leben, bei Studenten, Soldaten, Handwerksburschen ge-

winnen gewisse Ausdrücke leicht einen verschiedenen begrifflichen Inhalt — um wieviel leichter also einen besonderen Stimmungsgehalt, einen komischen oder verächtlichen Nebensinn. Auch in einzelnen Familien bildet sich gar leicht eine besondere Sprache heraus, und der in diesen Kreis tretende Fremde hat sich erst dem besonderen Gefühlston mancher Worte anzubequemen, ehe er die Andern völlig versteht oder von ihnen verstanden wird. Endlich könnte man sogar sagen, daß bei der einzelnen Person sich gewisse Worte mit unwillkürlichen und unwiderruflichen Begleitgefühlen verketten. Wer kennt nicht die rein persönliche, scheinbar grundlose Abneigung gegen gewisse Personennamen? Es wird sich also empfehlen, zwischen individuellen und mehr oder minder interindividuellen Gefühlswerthen der Worte zu unterscheiden.

* * *

Die Uebergänge von Nebensinn und Gefühlswerth zum begrifflichen Inhalt fließend.

Nebensinn und Stimmungsgehalt enthalten eben die subjectiven Zuthaten zu einer Vorstellung oder einem Begriff, und alles Subjective ist schwankend und veränderlich, während der begriffliche Inhalt eines Wortes, der die objectiven Merkmale in sich fast, fester und dauerhafter ist und auf Allgemeingültigkeit Anspruch erhebt. Freilich sind die Uebergänge von Objectivem und Subjectivem fließend, und so lassen sich natürlich auch zwischen Begriffsinhalt einerseits und Gefühlsgehalt und Nebensinn andererseits nicht immer feste Grenzlinien ziehen. Es wird nicht selten zweifelhaft sein können, ob zwei

Worte verschiedene, wenn auch sehr ähnliche Begriffe bezeichnen, oder ob sie sich nur durch Begleitgefühle oder Nebenvorstellungen unterscheiden. Man prüfe einmal daraufhin den Sinn der Worte: sehen, blicken, betrachten, schauen, glotzen, lugen, gucken, gaffen, oder: Liebhaber, Geliebter, Liebster, Schatz, Buhle, Buhler, Anbeter, Courtisan, Galan, Cour- oder Hofmacher. Wo beginnt das objective Merkmal, wo die subjective Auffassungsweise? Es ist ja klar, daß eine, wenn auch geringe Verschiedenheit des objectiven Begriffsinhalts leicht einen beträchtlichen Unterschied im Gefühlswerth nach sich zieht. Aber es ist auch natürlich, daß eine ursprünglich nur im Gefühlswerth bestehende Schattirung einer Wortbedeutung allmählich zu einer Verengerung des Begriffs führt, also zu einer neuen Begriffsbildung Anlaß giebt.

Man wird behaupten dürfen, „Gasse", das früher ausschließlich gebrauchte Wort, sei auch heute mit „Straße" dem Begriffe nach gleich — nur habe sich der Gefühlswerth der Geringschätzung auf den einen Ausdruck beschränkt. Andere werden geneigt sein, den Begriff „Gasse" dem Begriff „Straße" unterzuordnen: nicht jede Straße sei eine Gasse, sondern nur die, welche die objectiven Merkmale der Enge, der Winkligkeit, bezw. des Schmutzes aufweist — woraus sich dann der am Worte haftende Nebensinn des Gemeinen ergiebt. — Manche werden sagen, „alte Jungfer" sei ein Begriff, dem sich nicht jede unverheirathete Dame in reiferem Alter unterordnen ließe. Gewisse geistige und gemüthliche Eigenschaften, also dem Object zukommende Merkmale müßten hinzutreten, um die

Bezeichnung zu rechtfertigen. Andere werden behaupten, jede Person, auf welche die drei Merkmale der Weiblichkeit, des ledigen Standes und des höheren Alters zuträfen, könnte alte Jungfer genannt werden; nur enthielte dieser Name neben der objectiven Kennzeichnung die unliebenswürdige und unberechtigte Geringschätzung einer Menschenclasse. Hierüber zu streiten, ist zwecklos. Die Unmöglichkeit einer scharfen Abgrenzung im einzelnen Fall hat mit dem Werth und der logischen Berechtigung der aufgestellten Unterscheidungen nichts zu schaffen.

II.

Wörter von gleicher Bedeutung. — Uebersetzungen. — Fremdwörter.

Giebt es Wörter von gleicher Bedeutung.

Giebt es Wörter von ganz gleicher Bedeutung?*) Diese Frage drängt sich unwillkürlich auf, wenn man synonyme Ausdrücke analysirt oder Litteraturwerke mit ihren Uebersetzungen vergleicht.

*) Man spricht in der Logik von „identischen", „aequipollenten", „zusammenfallenden" Begriffen, doch ist weder der alltägliche noch wissenschaftliche Gebrauch dieser Worte ganz übereinstimmend. Wie es in der Geometrie ohne nähere Feststellung mehrdeutig bleibt, wenn man von gleichen Figuren schlechthin redet, da bei einer solchen Bezeichnung unentschieden ist, ob es sich um „flächengleiche", „congruente" oder „identische" Figuren handelt, so bleibt es auch unbestimmt, den Sinn zweier Worte schlechthin gleich zu nennen. Man nehme etwa Begriffe wie „Curven zweiter Ordnung" und „Kegelschnitte". Sie sind insofern gewiß identisch, als jede Curve zweiter Ordnung ein Kegelschnitt ist und umgekehrt. Aber die gedachte Erzeugungsweise ist doch jedes Mal

Man pflegte bisher den Unterschied im Eindruck zweier Worte lediglich auf einen — allerdings oft nur sehr feinen — Unterschied im begrifflichen Inhalt zurückzuführen. Schopenhauer spricht von „pänidentischen“ Begriffen und schildert die Schwierigkeit der Uebersetzung in trefflicher Weise*):

Pänidentische Begriffe.

Schopenhauers Ansicht.

„Nicht für jedes Wort einer Sprache findet sich in jeder anderen das genaue Aequivalent. Also sind nicht sämmtliche Begriffe, welche durch die Worte der einen Sprache bezeichnet werden, genau dieselben, welche die der anderen ausdrücken; wenngleich Dieses meistens, bisweilen sogar auffallend genau, wie z. B. bei *σύλληψις* und conceptio, Schneider und tailleur, der Fall ist; sondern oft sind es blos ähnliche und verwandte, jedoch durch irgend eine Modifikation verschiedene Begriffe. Deutlich zu machen, was ich meine, mögen einstweilen folgende Beispiele dienen:

ἀπαίδευτος, rudis, roh.
ὁρμή, impetus, Andrang.
μηχανή, Mittel, medium.
seccatore, Quälgeist, importun.
ingénieux, sinnreich, clever.
Geist, esprit, wit.
Witzig, facetus, plaisant.
Malice, Bosheit, wickedness.

---

eine andere, und so haben die beiden Ausdrücke zum mindesten einen verschiedenen Nebensinn. Anfechtbarer ist der Gebrauch des Wortes „identisch“ in dem Satze: es kann eine Zeit kommen, wo „deutscher Arbeiter“ und „Sozialdemokrat“ identische Begriffe sind.

*) Parerga und Paralipomena II, Kap. 25. „Ueber Sprache und Worte.“

zu welchen sich unzählige andere und gewiß noch treffendere werden fügen lassen. Bei der in der Logik üblichen Versinnlichung durch Kreise könnte man diese Pänidentität durch sich ungefähr deckende, jedoch nicht ganz concentrische Kreise ausdrücken" . . . . .

„In allen Fällen, wo in einer Sprache nicht genau derselbe Begriff durch ein bestimmtes Wort bezeichnet wird wie in der anderen, giebt das Lexikon dieses durch mehrere einander verwandte Ausdrücke wieder, welche alle die Bedeutung desselben, jedoch nicht concentrisch, sondern in verschiedenen Richtungen daneben treffen, wodurch die Grenzen abgesteckt werden, zwischen denen er liegt: so wird man z. B. das lateinische honestum durch wohlanständig, ehrenwerth, ehrenvoll, ansehnlich, tugendhaft u. s. w. umschreiben, auch das griechische σώφρων auf analoge Weise *). Hierauf beruht das nothwendig Mangelhafte aller Uebersetzungen. Fast nie kann man irgend eine charakteristische, prägnante, bedeutsame Periode aus einer Sprache in die andere so übertragen, daß sie genau und vollkommen dieselbe Wirkung thäte. — Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloß umdichten, welches allezeit mißlich ist. Sogar in bloßer Prosa wird die allerbeste Uebersetzung zum Original sich höchstens so verhalten, wie zu einem gegebenen Musikstück dessen Transposition in eine andere Tonart. Musikverständige wissen, was es damit auf sich hat. — Daher bleibt jede Uebersetzung todt und ihr Stil gezwungen, steif, unnatürlich: oder aber sie wird frei, d. h. begnügt sich mit einem à peu près, ist also falsch. Eine Bibliothek von Uebersetzungen gleicht einer Gemäldegalerie von

*) Das griechische σωφροσύνη hat in keiner Sprache ein adäquates Aequivalent.

Kopien. Und nun gar die Ueberſetzungen der Schriftſteller des Alterthums ſind für dieſelben ein Surrogat, wie der Cichorienkaffee es für den wirklichen iſt.“

Demgemäß findet Schopenhauer bei Erlernung einer Sprache die Schwierigkeit vorzüglich darin, jeden Begriff, für den ſie ein Wort hat, auch dann kennen zu lernen, wenn die eigene Sprache kein dieſem genau entſprechendes Wort beſitzt. Indem man alſo bei Erlernung einer fremden Sprache ganz neue Sphären von Begriffen in ſeinem Geiſte abſtecken müſſe, erlerne man nicht bloß Worte, ſondern erwerbe Begriffe. Aus dieſem Grunde ſei die Aneignung mehrerer Sprachen — zumal der alten — ein tief eingreifendes Bildungsmittel. Er citirt den Ausſpruch Carls V.: „Soviel Sprachen Einer kann, ſo viel mal iſt er ein Menſch.“

Alle dieſe Ausführungen erhalten eine breitere Grundlage und die Schwierigkeiten erſcheinen noch weſentlich erhöht, wenn man bedenkt, daß Worte oft ein großes Grenzgebiet und zahlreiche Untergrenzen haben, ſo daß alſo zwei Ausdrücke wohl im Kern, nicht aber hinſichtlich des Grenzgebiets, oder auch in dieſen, aber nicht in jenen Sonderbedeutungen übereinſtimmen können. Vor allem aber iſt zu erwägen, daß ſich der Sinn eines Wortes nicht in ſeinem begrifflichen Inhalt erſchöpft, ſondern daß noch Nebenſinn und Gefühlswerthe in Betracht kommen. Hierdurch wird aber die Möglichkeit ganz gleichbedeutender Worte immer beſchränkter und fragwürdiger.

Begriffsgleiche Wörter.

Zur bequemeren Verſtändigung will ich Worte, die nur in Hinſicht auf begrifflichen Inhalt und Umfang übereinſtimmen,

„begriffsgleich“ nennen. „Identisch“ oder „zusammenfallend“ sollen ihre Bedeutungen nur dann heißen, wenn sie auch noch gleichen Nebensinn und Gefühlswert besitzen. Wörter identischer Bedeutung.

* * *

Giebt es wohl im strengsten Sinne Worte dieser Art? Lassen sich gewisse Ausdrücke unter allen Umständen mit einander vertauschen, wenn wir einmal auf die feinsten Schattirungen in der Bedeutung Gewicht legen? Wobei ich natürlich von den Fällen absehe, wo es — wie bei gereimten Gedichten — auch auf Klang und Rhythmus ankommt.

Es ist nicht leicht, ohne sehr eingehende Prüfung des besonderen Falles diese Frage zu beantworten. Bleiben wir zuvörderst nur beim Wortschatz einer Sprache! Oft scheint gar kein Unterschied vorhanden zu sein, wo doch der Sprachgebrauch eine ganz feste Grenzlinie gezogen hat. Man vergleiche die Worte: „kriegen“, „bekommen“, „erhalten“ und „empfangen“. Alle werden geneigt sein, bei „kriegen“ und „empfangen“ einen besonderen Nebensinn oder Gefühlswert anzuerkennen. Aber bedeutet nicht „erhalten“ und „bekommen“ haarscharf dasselbe? „Ich habe ein Geschenk, einen Orden erhalten“ — „ich habe ein Geschenk, einen Orden bekommen“ — wer wagt es hier, einen Bedeutungsunterschied herauszuklauben? Und doch ist hier ein solcher Unterschied vorhanden, der freilich gerade bei dem angezogenen Beispiel unterhalb der Schwelle des Bewußtseins bleibt. „Erhalten“ hat insofern Erhalten und bekommen.

einen etwas anderen Nebensinn, als die Vorstellung eines Gebenden, Gewährenden leise mitschwingt, während „bekommen“ völlig von einem solchen absieht. Ich bin überzeugt, daß Viele, die diesen Satz in abstracto lesen, mir Silbenstecherei vorwerfen werden. Aber warum kann man nicht sagen: „ich werde Zahnschmerzen erhalten“, sondern nur: „ich werde Zahnschmerzen bekommen“? Warum sagt man nur: „wir werden ein Gewitter, hohes Wasser, Krieg bekommen“, nicht aber „wir werden ein Gewitter, hohes Wasser, Krieg erhalten“?

Sollten jedoch nicht Worte für einfache Sachbegriffe völlig gleichbedeutend sein können? Daß man in einem Roman, wo die Heldin im Garten Veilchen und Thymian pflückt, für diese Worte nicht „Thymus vulgaris“ und „Viola odorata“ setzen kann, weil der Nebensinn dieser Ausdrücke uns aus der Welt des Romans reißt und in eine wissenschaftliche Atmosphäre versetzt, ist Jedermann einleuchtend. Aber sollten nicht, wenn wir innerhalb der Grenzen einer bestimmten Stilart bleiben, völlig gleichbedeutende Worte, z. B. völlig gleichwertige wissenschaftliche Fachausdrücke gefunden werden können, die sich jederzeit durch einander ersetzen ließen? Es giebt wohl keine Begriffe, die an Merkmalen ärmer und die weniger geeignet wären, Begleitgefühle auszulösen, als die mathematischen. Nehmen wir einen besonders einfachen, den Körper, der auf deutsch Würfel heißt und sonst noch die Namen „Cubus“ und „Hexaeder“ führt. Keine Frage, die Identität scheint hier vollkommen: jeder Cubus ein Hexaeder, jeder Hexaeder ein Cubus. Und doch hat

Cubus, Hexaeder, Würfel.

Hexaeder zwar keinen Stimmungsgehalt — wohl aber einen Nebensinn, den Cubus nicht aufweist. Allein durch diesen Namen wird der fragliche Körper mit anderen in Beziehung gesetzt, er wird der Gruppe der regelmäßigen Körper, dem Oktaeder, Ikosaeder, Tetraeder, Dodekaeder, die alle nach der Flächenzahl benannt sind (oder auch den Krystallformen) eingereiht und insofern unter einen anderen Gesichtspunkt gerückt, als wenn man ihn einfach Cubus nennt.

* * *

Keine Wörter identischer Bedeutung im Schatze einer Sprache.

Ich meine, daß unter den in einer Sprache gebräuchlichen Worten, Fremdwörter nicht ausgeschlossen, sich kaum völlig gleichbedeutende werden finden lassen. Jedenfalls kann ihre Zahl, falls sie existiren — nur sehr gering sein. Es ist ja von vornherein einleuchtend, daß schon der verschiedene Klang, oft auch die noch leise ins Bewußtsein tretende etymologische Grundbedeutung zweier Worte zur Bildung besonderer Nebenbedeutungen und Gefühlswerthe den Anlaß giebt. Immerhin ist zuzugeben, daß eine principielle Unmöglichkeit für das Bestehen von Worten mit identischer Bedeutung nicht vorliegt; daß ferner der Unterschied im Sinn gewisser Wörter nur von Wenigen und noch dazu so unbedeutend und schwankend empfunden wird, daß man eigentlich nur von einer rein individuellen Auffassung reden dürfte. Man vergleiche z. B. Worte wie: Folgsamkeit und Gehorsam, begütert und bemittelt, verrufen und anrüchig, verschmitzt und abgefeimt, Wohnung und Behausung.

Berücksichtigt man ferner den Wortschatz verschiedener Sprachen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Bedeutungen entsprechender Worte sich decken können. Für Alle, die deutsch, französisch und englisch gleichmäßig beherrschen, sind doch sicher Ausdrücke wie „Stein", „stone", „pierre" Worte von identischer Bedeutung. Aber auch hier wird man das Gebiet einfacher, von Gefühlswerthen ziemlich freier Sachnamen nicht verlassen dürfen, ohne in Zweifel zu gerathen. Wie leicht bewirkt der Nationalcharakter eines Volkes, daß sich mit gewissen Begriffen ihm besonders eigenthümliche Gefühlswerthe verketten! Wie leicht geschieht es, daß die verschiedenen Geschmacksrichtungen und Lebensgewohnheiten zweier Völker sich auch darin äußern, daß die Benennungen ein und desselben Gegenstandes oder Vorganges verschiedenen Vorstellungsgehalt gewinnen! Man vergleiche z. B. das französische „se promener" mit dem deutschen „spazieren gehen" und „luftwandeln". „Se promener" heißt eigentlich „sich vorführen" und diese Grundbedeutung klingt auch heute noch leise mit an für den, der Ohren hat, zu hören. „Sich vorführen", das heißt gesehen werden wollen, sich im günstigen Lichte zeigen, und diese Bedeutung giebt dem französischen Ausdrucke einen leichten Beigeschmack von Theatralik und Pose, den die deutschen Wörter sicher nicht haben. Das veraltete „luftwandeln" klingt wohl etwas affectirt, rückt aber das eigene Genießen in den Vordergrund und nimmt jedenfalls keinen Bezug auf Andere oder gar auf Zuschauer wie das französische „se promener".

Wörter verschiedener Sprachen.

„se promener".

Die landläufigen Ausdrücke, die gewöhnlich als Ueberſetzungen fremdſprachlicher Worte gelten und in Wörterbüchern aufgeſpeichert liegen, geben ja meiſt nicht einmal begriffsgleiche, ſondern nur ſinnverwandte Worte wieder; um ſo weniger wird man erwarten dürfen, daß ſie auch den Nebenſinn und Stimmungsgehalt der Originalworte enthalten. — Selbſt wenn ein Wort in eine andere Sprache als Fremdwort übergeht und in deren Sprachſchatz einverleibt wird, kann es doch nicht als Erſatz des Originalwortes gelten. Denn ſehr bald gewinnt es eine beſondere Nebenbedeutung, oft ſogar einen anderen begrifflichen Inhalt als das Wort in der anderen Sprache aufweiſt. Verwechslungen der Bedeutung eines fremden Wortes mit der Bedeutung des gleichlautenden Fremdwortes ſind freilich ſehr häufig. In einer Beſprechung der Pariſer Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Hannele“ rügte ein Kritiker, daß „der Fliederduft“ durch „le parfum des lilas“ wiedergegeben ſei. „Ich konnte mir nicht helfen,“ ſagte er, „ich fühlte mich mit einem Mal in einen Friſeurladen verſetzt.“ Der wohlmeinende Kritikus verwechſelte hier zweierlei: Nebenſinn und Gefühlswerthe, die am Fremdwort haften, und diejenigen, die das Wort in der eigenen Sprache hat. Wer nur einigermaßen im Franzöſiſchen Beſcheid weiß, wird zugeben, daß „parfum“ für den Franzoſen ſicher nicht die Nebenvorſtellungen des „Künſtlichen“, „Unechten“, „des Friſeurladens“ hat wie für den Deutſchen.

Das fremde Wort und das Fremdwort.

le parfum des lilas.

* * *

Fremdwörterfrage.

Die hier berührte Fremdwörterfrage, insbesondere die Frage nach der Entbehrlichkeit der Fremdwörter, gewinnt überhaupt eine schärfere Beleuchtung und die Fähigkeit einer klareren Behandlung, wenn man die von mir erläuterten verschiedenen Stufen der Bedeutungsgleichheit beachtet und die Begriffe des „Nebensinnes“ und „Stimmungsgehaltes“ der Worte einführt.

Es ist schon unzählige Male besprochen und mit der üblichen Rüge versehen worden, daß die Fremdworte, insbesondere die aus dem Französischen stammenden, einen „feineren“, stattlicheren Anstrich haben als die entsprechenden deutschen Ausdrücke, daß „Hotel“ vornehmer klingt als „Gasthaus“, „Phänomen“ wissenschaftlicher als „Erscheinung“, „Coketterie“ graziöser als das plumpe „Gefallsucht“. Weniger oft ist betont worden, daß in vielen Fällen der deutsche Ausdruck mehr Adel besitzt, ja daß das Fremdwort einen verächtlichen Nebensinn hat. Man vergleiche Dichter und Poet, Schriftsteller und Litterat, Schauspieler und Komödiant. Ueber einigen liegt ein Hauch leichter Frivolität ausgebreitet. Es ist ein anderes, ob ich einen Vorgang „Pech“ oder „kleines Malheur“ nenne. Zwar kennzeichne ich ihn beide Male als ein nicht allzutragisch aufzufassendes Unglück: der Tod eines Familiengliedes ist weder Pech noch Malheur. Aber während ersteres eine burschikose Stimmung anzeigt, bringt letzteres mehr eine überlegene, blasirte Stimmung zum Ausdruck.

Der feinere Anstrich.

Der verächtliche Nebensinn.

Otto Gildemeister schreibt in einem Aufsatze*): „Der

*) In der „Deutschen Rundschau“. Jahrg. 1886.

Kampf gegen die Fremdwörter": „Es ist, glaube ich, der deutschen Sprache eigenthümlich, daß sie in niederen und mittleren Begriffskreisen dem fremden, in höheren dem vaterländischen Worte den Vorrang des Adels verleiht. Diner und Souper ist vornehmer als Mittagessen und Abendbrod, aber es klingt wie eine Entweihung, wenn wir das christliche Sacrament das „heilige Souper" nennen hören, während der Engländer „the Lords supper" unbefangen sagt. Die Fauteuils schmücken den irdischen Salon, aber im Götterſaal thronen die Unsterblichen auf goldenen Stühlen. Nicht Damen, sondern edle Frauen sind die Hüterinnen der guten Sitte. Ein kluger Mann respectirt vielleicht die Vorurtheile der ungebildeten Menge, aber er kann sie nicht achten. Der Polizeipräsident ist ein Chef, der Kaiser ist unser Oberhaupt. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Sprachgebrauchs erwächst uns ein Vortheil, den ich hoch anschlage. Um dem Begriffe, den man bezeichnen will, etwas von der Hoheit oder Feierlichkeit oder Lieblichkeit, die der deutsche Ausdruck ihm giebt, zu entziehen, setzt man an Stelle des letzteren das fremde (gewöhnlich das französische) Wort, gleichsam als genüge der ausländische Klang allein, den Begriff um eine Stufe herabzusetzen. Es ist, als ob der Adelsstolz der Ursprache den eleganten, aber unebenbürtigen Bastardsprachen gegenüber unbewußt sich geltend macht. Nehmen wir das Wort Adel und adelig selbst. Man findet dafür Noblesse und nobel, ohne jegliche tadelnde Nebenbedeutung, aber stets mit geringerer Würde des Inhalts. Die „Noblesse der ganzen Erscheinung" wird

Der deutsche Ausdruck der edlere.

man ſagen, wenn man im beſten Sinne ariſtokratiſches Gepräge — „Adel der Erſcheinung“, wenn man das Gepräge ſittlicher Hoheit bezeichnen will. Eine noble Geſinnung rühmt man ſchon demjenigen nach, der ſich von Verachtung krämerhafter Berechnung beſeelt zeigt; edle Geſinnung äußert ſich in Thaten hoher Tugend. So wird man finden, daß der deutſche Sprachgebrauch „chevaleresk“ von „ritterlich“, „generös“ von „großmüthig“ durch einen gewiſſen ſittlichen Rangunterſchied trennt. Generös kann ſchon der Spender reichlichen Trinkgeldes heißen; großmüthig ſein, koſtet höhere Opfer.“ . . .

Ich will an dieſer Stelle nicht alle die feinen Abarten und Schattirungen aufzählen, die die Fremdworte im Deutſchen annehmen können. Aber ich möchte feſtſtellen, daß es kaum eines giebt, das nicht im Gegenſatz zu dem oder den entſprechenden deutſchen Ausdrücken durch einen beſonderen Gefühlswerth oder Nebenſinn ausgezeichnet wäre. Das Vorhandenſein dieſer Werthe kann vielleicht für unſer nationales Selbſtbewußtſein beſchämend ſein, aber es iſt für den gegenwärtigen Stand unſerer Sprache nun einmal nicht wegzuleugnen und hat unſre Ausdrucksmittel in einem gewiſſen Sinne bereichert.

* * *

Die heutigen Sprachreiniger, insbeſondere der Allgemeine deutſche Sprachverein, haben alle Zeit beſonnene Maßhaltung empfohlen und den Grundſatz aufgeſtellt, es

sollten durchaus nicht alle, sondern nur die entbehrlichen Fremdwörter beseitigt werden. Was heißt aber entbehrlich? Man wird hierüber verschiedener Meinung sein können, und es giebt nicht Wenige, die in ihrem Eifer ohne Rücksicht und Verständniß für die feineren Nebenvorstellungen und Begleitgefühle der Worte alle diejenigen fremden Ausdrücke auszumerzen geneigt sind, für die begriffsgleiche deutsche vorhanden sind. Manche sind naiv genug zu meinen, sie könnten, weil sie Entstehung von gewissen Gefühls- und Vorstellungswerthen bemängeln, nun einfach ihr Dasein leugnen oder ganz unbeachtet lassen. Aber eine solche Auffassungsweise widerstrebt natürlich denen, die für die Feinheiten der Sprache Sinn und Verständniß haben und in ihr nicht lediglich ein Verständigungsmittel erblicken.

Was heißt entbehrlich?

Was heißt also für den „entbehrlich", der wirklich bei den meisten Fremdworten eine besondere Schattirung in der Bedeutung empfindet? Man hat hier meines Erachtens zwischen bedingter und unbedingter Entbehrlichkeit zu unterscheiden. Unbedingt entbehrlich kann ein fremder Ausdruck natürlich nur dann heißen, wenn er auch in den feinsten Abtönungen des Sinnes zwar nicht durch ein einziges, aber doch durch mehrere deutsche Worte ersetzt werden kann. Bedingt entbehrlich nenne ich dagegen ein Fremdwort, wenn es in einzelnen concreten Fällen des Gebrauchs sich entbehren läßt. Und das wird man den Vorkämpfern für Sprachreinigung unbedingt zugeben können, daß dies in 99 Fällen von 100 immer möglich ist. Wie oft kommt es doch lediglich auf den begrifflichen

Bedingte und unbedingte Entbehrlichkeit.

Inhalt eines Wortes an! Wie oft ist der Gefühlswerth eines Wortes zwar noch bemerkbar, aber doch rein zufällig und keineswegs absichtlich gewählt, daher durchaus bedeutungslos! Wer einem Gastwirthe den Rath giebt, er solle die Aufschrift „Entrée zum Restaurant“ durch die gut deutsche „Eingang zur Gastwirthschaft“ ersetzen, ist entschieden im Unrecht, wenn er sich darauf versteift, es sei gar kein Bedeutungsunterschied zwischen beiden Wendungen vorhanden; aber er ist im Recht, wenn er betont, der deutsche Ausdruck leiste dieselben Dienste. Hat doch die fragliche Aufschrift lediglich den Zweck, die Gäste zu orientiren, und kein Vernünftiger wird behaupten wollen, dieser Zweck werde nicht erfüllt, wenn der Wirth seine Aufschrift in reinem Deutsch anbringt.

Daß alle unbedingt entbehrlichen Wörter zu vermeiden seien, wird wohl heute jeder einigermaßen geschmackvolle Schriftsteller oder Redner ebenso bereitwillig zugeben, wie daß die unentbehrlichen nicht gewaltsam und auf Kosten der Deutlichkeit zu vertilgen seien. Für den Gebrauch der bedingt entbehrlichen aber ist ein zwiefaches Verhalten denkbar und durch Gründe zu stützen. Die eine Möglichkeit besteht darin, die Fremdworte nur an den jedenfalls nicht allzu häufigen Stellen zu verwenden, wo es in der bewußten, ich möchte sagen künstlerischen Absicht liegt, gerade diejenigen Gefühls- oder Vorstellungswerthe mit zum Ausdruck zu bringen, die dem Fremdworte nun einmal anhaften. Wer diesem Grundsatze huldigt, wird sicher ein ziemlich reines Deutsch sprechen und schreiben und die bedingt entbehrlichen Fremdworte meist unbenutzt

Künstlerischer Gebrauch.

lassen. Immerhin wird keines endgültig aus der Sprache ausscheiden, oder wenigstens wird seine Lebensdauer nicht künstlich verkürzt werden. Ihre Menge im Sprachschatz wird nicht abnehmen, sondern nur ihre Anwendung wird selten sein.

Pädagogischer Standpunkt.

Das zweite Verhalten besteht darin, auch die bedingt entbehrlichen Fremdwörter grundsätzlich zu vermeiden, selbst auf die Gefahr hin, hie und da auf ein feineres Ausdrucksmittel verzichten zu müssen. Ein Vertreter dieser Meinung will dann in erster Linie pädagogisch wirken, er will planmäßig in die Gestaltung der Sprache eingreifen. Mit Recht könnte er geltend machen, daß ja der Gefühls- und Vorstellungswerth schwankend ist und sich oft ändert, daß daher bei einem grundsätzlichen, völligen Verzicht auf die bedingt entbehrlichen Fremdworte gar bald unter den deutschen Ausdrücken sich jene feineren Schattirungen heranbilden könnten, die wir jetzt bei den fremden finden. In der That haben ja schon die Sprachreiniger durch planmäßiges Aechten der welschen Ausdrücke, durch ununterbrochenes Anstacheln der Aufmerksamkeit und durch Schärfen des Nationalgefühls auch in Rücksicht auf die Sprache erzielt, daß der Gefühlswerth vieler Fremdworte sich gewandelt hat: aus einem Ausdrucke mit vornehmem Anstrich ist ein geziert und lächerlich klingendes Wort geworden. Wer wagt es noch, heute ernsthaft „excusiren Sie“ zu sagen, oder „magnifique“, „Revеu“, „Bouteille“, „persuadiren“, „derangiren“ u. s. f.? Immerhin ist auch heute noch die Zahl der Fremdworte größer, die — immer bei sinnvoller und bewußter Ver-

wendung — eine brauchbare und feine Schattirung in der Bedeutung geben. Die oben genannten: graziös, coquett, chevaleresk, generös, Bravour und Courage (im Gegensatz zu Tapferkeit) sind dafür kennzeichnend. Und wer schon heute alle diese nur bedingt entbehrlichen Fremdwörter aus gewiß ganz löblichen pädagogischen oder sprachästhetischen Gründen aus dem Gebrauche verbannt, der darf sich nicht verhehlen und sollte es auch nicht anderen gegenüber leugnen, daß er doch vielfach an feineren sprachlichen Ausdrucksmitteln verarmt.

III.

Gefühlswerth und Erkenntnißsprache. — Der Doppelcharakter der Aussage. — Trägheit des Gefühlswerthes.

Urtheil und Werthurtheil.

Bei allen Aussagen, d. h. allen Sätzen, die irgend eine Einsicht vermitteln sollen, lassen sich zwei Classen unterscheiden: objective Urtheile und Werthurtheile oder, wie Windelband*) will, „Urtheile“ und „Beurtheilungen“. Sätze wie: „der Würfel hat 12 Kanten“, „Salz besteht aus Chlor und Natrium“ sind reine Urtheile. Sie drücken einen objectiven Sachverhalt aus und nehmen gar keinen Bezug auf das aussagende Subject. Im Gegensatz hierzu drücken Beurtheilungen grade ein Verhältniß des Aussagenden zu Dingen, Personen oder Ereignissen aus; sie sind Aeußerungen reaktiver Gefühle, von Lust oder Unlust, Hoch- oder Geringschätzung,

*) Windelband, Präludien. 1. „Was ist Philosophie?“ S. 30.

Lob oder Tadel. „Ich preise diese That", „ich verehre Goethe" sind reine Beurtheilungen.

Beurtheilung in Form eines Urtheils.

Dieser einfache Unterschied wird indessen schon dadurch verwischt, daß sich mit den meisten Beurtheilungen der Nebengedanke verknüpft, daß die geäußerte Werthung nicht eine rein persönliche sei, sondern auch von anderen, vielleicht von allen Menschen getheilt werde oder getheilt werden solle. Grammatisch äußert sich dies dadurch, daß aus dem Satze der Ausdruck für das redende Subject verschwindet, und die Beurtheilung ganz die Form eines Urtheils annimmt. Man sagt nicht: „ich lobe diese That", „ich verachte diesen Menschen", sondern „die That ist löblich", „der Mensch ist verächtlich". Doch wird man wohl auch in solchen Fällen meist noch von reinen Beurtheilungen reden.

Doppelcharakter der Aussage.

Eine Verbindung von Urtheil und Beurtheilung stellen jene Aussagen dar, deren Prädicat ein Wort ist, an das Beifall oder Mißfallen, Lob oder Tadel als Gefühlswerth gebunden ist*). Sage ich „dieser Mensch lügt", so begründet der begriffliche Inhalt des Wortes „lügen" ein Urtheil: die Merkmale der absichtlichen Unwahrheit werden festgestellt. Aber der mit dem Prädicat verbundene Gefühlswerth begründet gleichzeitig eine Beurtheilung: „das ist schimpflich", „das ist verwerflich". Und dieses gleich-

*) Man kann auch sagen, daß jedes Urtheil insofern gleichzeitig eine Beurtheilung sei, als mit ihm der Nebengedanke verknüpft ist, „das ist wahr". Windelband z. B. faßt „wahr" als Beurtheilungsprädicat auf. Doch möchte ich bei den vorliegenden Untersuchungen beim Werthurtheile nur an eine ethische oder ästhetische Werthschätzung gedacht wissen.

zeitige Auftreten von Urtheil und Beurtheilung nenne ich den Doppelcharakter der Aussage.

Hervorkehrung von Urtheil oder Beurtheilung.

Betonung, stilistische Fassung und Zusammenhang der Rede gestatten natürlich, bei Verwendung desselben Wortes einmal die Beurtheilung, das andere Mal das Urtheil herauszuheben. Man wird gegebenen Falles kaum zweifelhaft sein, ob der Satz: „er ist ein Mann“ nur die Thatsache vermitteln soll, daß eine Person erwachsen und männlichen Geschlechtes sei, oder ob es auch auf den Ausdruck der Hochachtung vor gewissen körperlichen und seelischen Eigenschaften ankommt. Man vergleiche: „er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem“ oder „er ist kein Mann“. In der Regel ist freilich eine völlige Trennung nicht durchführbar. Wohl wird man auch bei Aussagen wie: „der Mensch ist dumm“ meist aus Zusammenhang oder Betonung erschließen, ob der Redende in erster Linie seiner Verachtung Ausdruck geben will, oder ob er nur die Absicht hat, kühl und sachgemäß festzustellen, daß ein Mensch mangelhaft entwickelte geistige Fähigkeiten habe; aber man wird dann doch nur sagen können, daß einmal die Beurtheilung, das andere Mal das objektive Urtheil im Vordergrunde gestanden habe, daß aber doch strenge genommen immer beide ins Bewußtsein treten, wenn auch das eine nur leise mit anklingt. Bei Aussagen vollends wie: „er stinkt“, „er ist niederträchtig“, „er ist tapfer“, ist der objective Thatbestand ganz untrennbar mit einer Werthung verwachsen, Urtheil und Beurtheilung treten gleich stark ins Bewußtsein.

* * *

Der Doppelcharacter der Aussage wird verhängnißvoll durch eine Erscheinung, die ich als die Trägheit des Gefühlswerthes bezeichnen möchte. Ich meine die Thatsache, daß eine Werthung sich mit einer gewissen Zähigkeit und Gedankenlosigkeit dergestalt mit dem Sprachlaut verkettet, daß sie sich unabhängig von den Grenzen der Wortbedeutung erhält und — wenigstens eine Zeit lang — auch dann am Worte haften bleibt, wenn sich der begriffliche Inhalt ändert, ja selbst dann, wenn man sich dieser Aenderung bewußt wird. Trägheit des Gefühlswerthes.

Man vergegenwärtige sich die Wirkung von Worten wie: „Egoismus“ oder „Altruismus“ und die mit ihnen vorgenommenen Spiegelfechtereien. Die alten und tausendfach wiederholten Erwägungen, daß auch dem Selbstlosen eigene Opfer geringeren Schmerz bereiten, als der peinvolle Anblick fremden Leids, daß auch der größte Altruist mit seinen Thaten, streng genommen, immer Unlust abwehre oder eigene Lust, „innere Befriedigung“ erstrebe*), schließen fast immer mit der Behauptung: selbstlose Handlungen existirten „streng genommen“ Egoismus, Altruismus.

*) Charakteristisch ist, daß man gleichzeitig meist auch das Trachten nach dem Wohlbehagen des moralischen Nachgefühls: dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, der Seligkeit eines guten Gewissens, oft auch das Streben nach „der Anerkennung aller Gutgesinnten“ anführte. Man könnte dann ebenso gut auch ein Wohlthun aus niedrigster Berechnung zu den selbstlosen Handlungen rechnen. Die Scheidung zwischen altruistischen und egoistischen Handlungen hat doch nur einen Sinn, wenn sie auf Grund der freilich niemals genau zu ermittelnden und meist in gemischter Form auftretenden Motive erfolgt. Ob Jemand vor und während einer Handlung nur an Andere denkt, oder ob bereits die

überhaupt nicht, jede That sei eigentlich egoistisch. Natürlich ist aber mit einer Aenderung der Wortgrenzen der fragliche psychologische Thatbestand auch unter Beibehaltung der Worte „egoistisch“ und „altruistisch“ zu characterisiren. Man könnte sagen, daß auch die selbstlose Handlung immer eine Beziehung zur eigenen Lust des Handelnden enthalte. Aber während für den Altruisten fremde Lust zur eigenen, fremdes Leid zum eigenen werde und hierdurch wenigstens indirect zum Handeln antreibe, spiele in den Motiven des Egoisten Wohlbehagen oder Unglück Anderer überhaupt keine Rolle. Nur das, was dem Handelnden Befriedigung oder Pein bereite, scheide die selbstsüchtige Handlung von der selbstlosen, nicht aber die Thatsache, daß überhaupt eigene Lust erstrebt werde, was ganz unvermeidlich und immer nachweisbar sei.

Während aber beide Ausdrucksweisen denselben psychologischen Sachverhalt darstellen wollen, und der scheinbare Widerspruch nur in der willkürlichen Deutung der Worte „egoistisch“ und „selbstlos“ beruht, ist doch der Gesammteindruck jedesmal ein anderer. Der Satz: „jede Handlung ist egoistisch“ wirkt immer entwerthend, und rückt scheinbar alles menschliche Thun auf ein gleich tiefes

---

Hoffnung auf ein wohliges Nachgefühl erst ein bewußtes Motiv für die Ausführung der Handlung wird, oder ob gar der erwartete Lohn ausschlaggebend ist — das sind doch unverwischbare Unterschiede, für deren Charakterisirung in der Sprache handliche Ausdrücke bereit liegen müssen. Auch im ersten Falle kann man natürlich sagen, dem Handelnden bereite fremdes Leid Unlust, und insofern er diese durch seine Thaten zu beseitigen trachte, erstrebe er Lust. Man beachte aber dabei die Vieldeutigkeit und das Mißverständliche im Ausdruck „erstreben“. —

Niveau; eine angebliche Thatsache, auf die die Einen mit Unbehagen, die Anderen mit Genugthuung reagiren werden. Selbst diejenigen, welche die Begriffsverschiebungen durchschauen, werden sich nicht ganz der Wirkung der fraglichen stilistischen Fassung entziehen können. Das Wort „egoistisch" ist eben allezeit in erster Linie ein Werthprädicat gewesen und behält auch beim Wechsel des begrifflichen Inhalts noch eine Zeit diesen Character; die Trägheit des Gefühlswerthes macht sich geltend.

Sollte sich freilich ein Wortgebrauch als Regel einbürgern, dem zufolge egoistisch das Beiwort *jeder* Handlung wäre, so würde dieser Ausdruck sehr bald den Character eines starken Werthprädicates einbüßen, und neue Worte müßten sich herausbilden, um jene unentbehrlichen Gegensätze in den Motiven zu bezeichnen, von denen ich sprach. Die Freude an einer gewissen Paradoxie kann zu sehr ungeschickten Begriffsconstructionen führen.

* * *

Der Streit ums Wort.

Nur aus dem Doppelcharakter der Aussage und der Trägheit des Gefühlswerthes ist die Erbitterung und Hartnäckigkeit zu verstehen, mit der vielfach der Streit um den Namen, der Kampf ums Wort geführt wird. Käme es nur auf den begrifflichen Inhalt der Worte und auf Feststellung objectiver Thatsachen und unzweideutige Verständigung an, so wäre die Benennung eine sehr gleichgültige Sache.

Warum sollte man sich nicht eben so gut dieser, wie jener Terminologie, dieser oder jener Wortabgrenzung anbequemen? Was liegt am Namen? „Name ist Schall und Rauch!“ Aber am Worte haften auch Werthe. Und so ist der Streit ums Wort auch dann ein Kampf um den Werth, wenn scheinbar nur vom begrifflichen Inhalt geredet wird.

Als in den 80er Jahren die Wogen des Antisemitismus hoch gingen, konnte man in Versammlungen stundenlang die Sätze einander entgegenschleudern hören: „ihr seid keine Deutschen!“ und „wir sind Deutsche wie ihr!“ Man denke sich in solch erregten Debatten einen naiven Menschen das Wort ergreifen und umständlich auseinandersetzen, daß es lediglich von der Bedeutung abhinge, die man dem Worte Deutscher beilege, ob die Juden als Deutsche anzusehen seien oder nicht; sie seien ja fraglos Angehörige des Reiches, aber selbstverständlich ebenso wie ein großer Bruchtheil aller sich Deutsche Nennenden keine Nachkommen der alten Germanen. Wie verfehlt wären solche Auseinandersetzungen gewesen! Keinem der Streitenden kam es ja um der objektiven Merkmale willen auf die Benennung an, mochten auch die angeführten naiven „Gründe“ den Anschein dazu erwecken: „wir zahlen gleich Euch Steuern“ — „wir genügen gleich Euch unserer Militärpflicht“ u. s. f. In Wahrheit wurde „deutsch“ beiderseits nur als ein Werthprädicat empfunden; es für sich in Anspruch zu nehmen und dem Gegner abzuerkennen, um ihn zu verletzen — das war der wichtigste Zweck des unerquicklichen und brutalen Streites.

Deutsche.

Auch Wortstreitigkeiten wie die oben angeführten über Revolution und Evolution, über Dilettantismus u. s. f. laufen größtentheils auf eine mehr oder minder heimliche oder mehr oder minder unbewußte Einschmuggelung und Erschleichung von Lob und Tadel hinaus. Kennzeichnend ist es auch, wenn, wie vor kurzem geschehen, ein bekannter Schriftsteller es als eine Beleidigung empfand, der „Schüler“ eines anderen zu heißen, und wenn dann Zeitungen sich darüber lustig machten und feststellten, auch Plato sei ein Schüler des Sokrates. Während Ersterer offenbar aus Schüler nur den Nebensinn des Unfertigen und Unreifen heraushörte, stellten sich die Letzteren so, als drücke jenes Wort nur eine objective Beziehung aus. Schüler.

Wan denke ferner an Sätze wie: Architectur ist keine Kunst, Theologie ist keine Wissenschaft, Sozialismus ist eine Religion aber kein politisches Programm, Lessing war kein Dichter u. s. f. Man kann sie bejahen, man kann sie verneinen, wie man will — je nach dem Sinn, den man den in Rede stehenden Worten unterlegt. Kämen nur die objectiven Urtheile in Frage, so wäre Verständigung leicht. Aber Worte wie „Kunst“ und „Dichter“ sind auch Werthprädicate — und so wird die Hartnäckigkeit verständlich, mit der man sich nur auf **eine** Benennung versteift.

* * *

Der Gefühlswerth bestimmt die Grenze.

Läßt sich eine bestimmte Einzelerscheinung in Rücksicht auf ihre objectiven Merkmale einer Wortbedeutung unterordnen, während sie mit dem am Worte haftenden Werthurtheil in offenbarem Widerspruch steht, so sind die Meisten eher geneigt, die Grenzen der Wortbedeutung zu ändern, als das Wort für unfähig zu erklären, ein Werthprädicat zu bleiben. In solchen Fällen pflegt man dann plötzlich begriffliche Unterscheidungen als ganz selbstverständlich hinzustellen und von der „wahren" und eigentlichen Bedeutung des Wortes zu reden. Man denke an

Lüge.

solche Worte wie „Lüge", das für Viele schlechthin als Ausdruck der Verachtung gilt, und andererseits an Handlungen, wie sie etwa Lessing in einer bekannten Scene seiner „Minna von Barnhelm" schildert: Major Tellheim versichert einer „Dame in Trauer", ihr Gatte habe eine alte Schuld längst zurück erstattet. In trefflicher Absicht spricht er bewußt die Unwahrheit — *lügt* also nach der herkömmlichen Definition. Zur Characterisirung dieser Handlung hört man darum einerseits, es handele sich in der fraglichen Scene um eine „*edle Lüge*", andererseits findet man die Aussage: Tellheims Verhalten sei „eigentlich" gar keine Lüge, keine „wirkliche" Lüge, eine solche — und hier wird nun plötzlich eine neue Wortabgrenzung vorgenommen — setze nicht nur ein Bewußtsein der Unwahrheit, sondern auch niedrige Motive voraus.

Statt daß die Werthung als eine Folge des Wortsinnes auftritt, wird umgekehrt der begriffliche Sinn des Wortes von dem herkömmlichen Gefühlswerthe abhängig.

* * *

Daß in Folge des Doppelcharakters der Aussage schon die Sprache allein, ohne Absicht des Redenden, eine ethische und pädagogische Wirksamkeit entfalten kann, ist begreiflich. Indem jedesmal mit einem objectiven Thatbestand gleichzeitg Lob oder Tadel, Begeisterung oder Empörung dem Hörer übermittelt wird, findet ganz unabsichtlich und unvermeidlich eine moralische Suggestion statt. Und so kann es natürlich für einen aufwachsenden Menschen nicht ohne Einfluß bleiben, ob eine Handlung ganz allgemein mit Worten bezeichnet wird, die einen liebenswürdigen oder humoristischen Klang haben, oder aber durch solche, an denen Entsetzen oder Ekel haftet; ob man von „fälschen" redet oder von „corriger la fortune", von einer „Hure" oder einer „Demi-Mondaine" . . . Sprache und Moral.

Bentham hat diesen Einfluß der Sprache besonders betont, er hat von dem „Eulogismus" und „Dyslogismus" *) der Worte gesprochen und hierin eine ethisch sehr werthvolle Erscheinung gefunden. Aber als solche ist die Sprache weder moralisch noch unmoralisch. Sie kann die conventionelle ethische Werthungsweise ebenso übermitteln wie Vorurtheile und verkehrte Auffassungen. Was in gutem Sinne Eulogismus und Dyslogismus, das ist im schlechten „Euphemismus", die Schönfärberei und Heuchelei der Worte. Eulogismus und Dyslogismus. Euphemismus.

* * *

*) Man hat auch von „Konnotationen" der Worte gesprochen, wobei dieser Ausdruck freilich einen etwas anderen Sinn hat als bei

Nietzsche über die Tartufferie der Worte.

Niemand hat mehr von der Tartufferie des Ausdrucks und der Heuchelei der Worte geredet als Friedrich Nietzsche. Kennzeichnend ist die Stelle aus der „Genealogie der Moral", wo er von Mitteln des asketischen Priesters im Kampfe mit der Unlust redet:

„Bei ihnen allen handelt es sich um Eins: um irgend eine Ausschweifung des Gefühls, — diese gegen die dumpfe lähmende lange Schmerzhaftigkeit als wirksamstes Mittel der Betäubung benutzt; weshalb die priesterliche Erfindsamkeit im Ausdenken dieser Einen Frage geradezu unerschöpflich gewesen ist: „wodurch erzielt man eine Ausschweifung des Gefühls?" .. Das klingt hart: es liegt auf der Hand, daß es lieblicher klänge und besser vielleicht zu Ohren gienge, wenn ich etwa sagte „der asketische Priester hat sich jederzeit die Begeisterung zu Nutze gemacht, die in allen starken Affecten liegt." Aber wozu die verweichlichten Ohren unserer modernen Zärtlinge noch streicheln? Wozu unsererseits ihrer Tartufferie der Worte auch nur einen Schritt breit nachgeben? Für uns Psychologen läge darin bereits eine Tartufferie der That; abgesehen davon, daß es uns Ekel machen würde. Ein Psychologe nämlich hat heute darin, wenn irgend worin, seinen guten Geschmack (— Andere mögen sagen: seine Rechtschaffenheit), daß er der schändlich vermoralisirten Sprechweise widerstrebt, mit der nachgerade alles moderne Urtheilen über Mensch und Ding angeschleimt ist."

Wer Nietzsches Methode studirt hat, wird sich beim Lesen dieser Zeilen eines Lächelns kaum erwehren können. Er, der soviel von der Falschmünzerei der

älteren Logikern — und auch noch bei Stuart Mill. Man vergleiche Rée, „Die Entstehung des Gewissens".

Worte redet, hat ja selbst Falschmünzerei getrieben wie selten Einer. Und er, dem die „schändlich vermoralisirte Sprechweise“ so stark widerstrebte, hat unablässig den Worten seine eigenen Stempel und Brandmale aufgedrückt; er hat sie so mit Gefühlen durchtränkt, daß ihr begrifflicher Inhalt oft gänzlich erstickt wird.

Nietzsches Sprache.

Die zauberhafte Wirkung der Nietzscheschen Sprache beruht immer auf einer Ausbeutung der Gefühlswerthe und der Vieldeutigkeit der Worte; mit Meisterschaft versteht er es, die in den Worten schlummernden Geister zu entfesseln und Wirkungen zu erzielen, wie sie sonst nur durch die Musik erreichbar sind. Immer entfacht er zahllose, einander widerstreitende, sympathische oder reactive Affekte. Auch dann, wenn er nüchtern und sachlich zu reden scheint, kann man ein leises, schmerzliches Stöhnen vernehmen oder den eisigen Hauch von Verachtung verspüren. Sieghaftes Frohlocken und alle Nuancen eines tiefen Ekels weiß er wie kein Anderer zu äußern und zu suggeriren. Was gelten seine Urtheile neben seinen leidenschaftlichen Beurtheilungen? Was wäre Nietzsches Philosophie ohne seine Falschmünzerei und die vermoralisirte Sprechweise seiner Prägung? Insofern steht er immer noch dem Moralprediger näher als dem Moralphilosophen.

* * *

Bei religiösen und politischen Ergüssen, beim Uebereden und Erziehen, kurz überall, wo es sich darum

Der Doppelcharakter der Aussage als Vorzug und als Hemmniß.

handelt, auf den Willen des Menschen zu wirken, ist der Doppelcharakter der Aussage von unschätzbarem Werthe. Aber für kühle, voraussetzungslose Untersuchungen ist er immer ein Hemmniß. Die Interessen des Moralpredigers und des Moralphilosophen an der Sprache stehen sich feindlich gegenüber. Der Stil vermag ja viel. Aber völlig auszuschalten sind die an die Worte gebundenen Werthe niemals; immer wieder schleichen sie sich ein, um das Denken zu führen und zu verführen. Und das Streben, eine reine, gefühllose Erkenntnißsprache zu schaffen, ist ebenso begreiflich, wie es aussichtslos ist.

* * *

Der Doppelcharakter der Aussage als Ursache einer Illusion.

Im Uebrigen streitet man ja selten genug um reine Erkenntnisse und Einsichten, man kämpft um „Ueberzeugungen." Und ein tiefer Grund, daß diese Kämpfe ebenso unvermeidlich wie erfolglos sind, liegt gerade darin, daß Urtheile und Beurtheilungen auf das innigste verwachsen sind; so daß man an einer Behauptung wohl dieses und jenes, nicht aber Alles widerlegen oder beweisen kann. Unsere politischen und religiösen Glaubenssätze, unsere Culturideale und Lebensanschauungen sind stets complicirte Gewebe von Urtheilen und Beurtheilungen; sie sind hier das Ergebniß objectiver Einsichten und Erfahrungen, dort wurzeln sie in unserem Charakter und Temperament, im individuellen Geschmack, in unausrottbaren Sympathien und Antipathien. Insofern aber eine Ueberzeugung aus dem Kern der Persönlichkeit fließt,

ist es sinnlos, sie mit Gründen anzufechten; ebenso sinnlos, wie Jemandem mit Gründen eine leidenschaftliche Liebe oder physischen Hunger aus- oder einreden zu wollen. Freilich vermeidet man heutzutage gern die Erörterung letzterer Fragen, man discutirt nicht über Pessimismus und Optimismus oder darüber, welches die beste Staatsform sei, oder ob die Cultur das Glück befördere oder zerstöre. Aber doch liegen die stillschweigend gegebenen Antworten solcher Fragen als Voraussetzungen tausenden von Sätzen zu Grunde, über die wir ernstlich debattiren. Bismarcks Politik war die „einzig richtige“ — oder „sie war doch im Grunde genommen verfehlt“ — welch falsche Voraussetzungen schließen doch dergleichen Sätze ein; wie aussichtslos die Hoffnung einer Verständigung!

Aber die Meinung, als müsse von zwei Ueberzeugungen immer die eine *richtiger* sein als die andere, als könne man diese beweisen und jene widerlegen, ist unzerstörbar. Sie wird gefördert durch die Schwierigkeit, die objectiven Urtheile von den subjectiven Werthurtheilen zu trennen: durch die innige Verschmelzung beider in der Sprache, durch den *Doppelcharakter unserer Aussagen*.

5. Das Verständniß der Worte und die Bildung anschaulicher Vorstellungen.

I.

Alte Probleme und Mißverständnisse.

Worte und anschauliche Vorstellungen.

Die psychologische Bedeutung der Worte und ihr Verhältniß zu den anschaulichen Vorstellungen ist ein uralt es Problem. Was geht eigentlich in unserem Bewußtsein vor, wenn wir Worte vernehmen? Daß wir bei Sätzen wie: „das Schiff geht unter", „der Kaiser reist", „Zucker ist süß" etwas vorstellen, etwas innerlich schauen oder schmecken, was einem Schauen und Schmecken mit unseren körperlichen Sinnen durchaus entspricht, wird Niemand leugnen. Aber schon bei solchen Sätzen wie: „die freisinnige Partei geht zurück" oder „Revolutionen sind nützlich" erheben sich Zweifel. Haben wir beim Hören solcher Worte nur ganz verblaßte Anschauungen, oder haben wir überhaupt keine? Werden hier unserem Bewußtsein nur Namen vermittelt oder mehr? Und dann: woher kommt es, daß die Deutlichkeit, die Klarheit, die Lebhaftigkeit unseres inneren Schauens so überaus verschieden ist? Manchmal scheinen die Worte nichts als leere Zeichen. Plötzlich aber, sobald sie nur in richtiger Weise aneinander

gereiht werden, erwachen die Geister, die in ihnen schlummerten, und entfesseln ein überraschendes Spiel bunter Gestalten.

Die Frage hat im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Formen angenommen, sie hat sich mannigfach verzweigt und mit anderen verquickt. Vor Allem steht sie in nahem Zusammenhange mit der Frage nach der „Existenz" der allgemeinen Vorstellungen (Universalia) und abstracten Begriffe. Sind diese Begriffe psychische Gebilde wie die Erinnerungsbilder unserer Sinneswahrnehmungen, oder führen sie nur im Wort ein schattenhaftes Dasein — als leerer Hauch, als „flatus vocis"?

Auf falsch gestellte Fragen ist es freilich nur möglich, falsche Antworten zu geben. Und in der zuletzt genannten Form ist das in Rede stehende Problem von vornherein verfahren. Aber diese oder ähnliche schiefe Alternativen tauchen immer und immer wieder auf. „Vorstellen", „denken", das heißt den Meisten nichts Anderes, als Einzelvorstellungen — insbesondere optische Erinnerungsbilder — erzeugen. Diese allein gelten als wirkliche Bewußtseinsacte, nnd die Möglichkeit wird gar nicht erst erwogen, ob nicht auch andere von specifisch verschiedener Art existiren könnten. Und so entsteht die Behauptung, daß wir nur anschauliche Einzelvorstellungen „hätten", daß demgemäß abstracte Begriffe in unserem Bewußtsein „gar nicht existirten", oder aber, daß sie abgeblaßte Vorstellungen, aber doch immerhin Vorstellungen von einer gewissen Anschaulichkeit seien.

* * *

Den ersten, rein nominalistischen Standpunkt hat sehr consequent Berkeley in seinen Abhandlungen über die Principien der menschlichen Erkenntniß vertreten. Seine sehr einleuchtend und volksthümlich geschriebenen Ausführungen werden noch heute vielfach angeführt und für zutreffend erachtet. Er geht aus von einer vielfach berechtigten Kritik des „Abstractionsverfahrens“ und erklärt dann ironisch*):

Berkeley.

„Ob Andere diese wunderbare Fähigkeit der Ideenabstraction besitzen, können sie uns am besten sagen; was mich betrifft, so finde ich in der That in mir eine Fähigkeit, mir die Ideen der einzelnen Dinge, die ich wahrgenommen habe, vorzustellen oder zu vergegenwärtigen, und dieselben mannigfach zusammen zu setzen und zu theilen. Ich kann mir einen Mann mit zwei Köpfen oder auch die oberen Theile eines Menschen mit dem Leibe eines Pferdes verbunden vorstellen. Ich kann die Hand, das Auge, die Nase, jedes für sich abstract oder getrennt von den übrigen Theilen des Körpers betrachten. Was für eine Hand oder was für ein Auge ich dann aber auch mir vorstellen mag, so muß doch dieser Hand oder diesem Auge irgend eine bestimmte Gestalt und Farbe zukommen. Ebenso muß auch die Idee eines Mannes, die ich mir bilde, entweder die eines weißen oder eines schwarzen oder eines rothhäutigen, eines gerade oder krumm gewachsenen, eines großen oder kleinen oder eines Mannes von mittlerer Größe sein. Es ist mir unmöglich, durch ein angestrengtes Denken oben beschriebene abstracte Idee zu erfassen. Ebenso unmöglich ist es mir, die abstracte

*) a. a. Orte (Uebersetzung von Friedrich Ueberweg). Einleitung X.

Idee einer Bewegung ohne einen sich bewegenden Körper, die weder schnell, noch langsam, weder krummlinig, noch geradlinig sei, zu bilden, und das Gleiche gilt von jedweder anderen abstracten allgemeinen Idee. Um mich genauer zu erklären: ich finde mich selbst befähigt zur Abstraction in einem Sinne, nämlich wenn ich gewisse einzelne Theile oder Eigenschaften gesondert von anderen betrachte, mit denen sie zwar in irgend welchem Objecte vereinigt sind, ohne die sie aber in Wirklichkeit existiren können. Aber ich finde mich nicht befähigt, diejenigen Eigenschaften von einander durch Abstraction zu trennen oder gesondert zu betrachten, welche nicht möglicher Weise ebenso gesondert existiren können, oder einen allgemeinen Begriff durch Abstraction von den Besonderen in der vorhin bezeichneten Weise zu bilden. In diesen beiden letzteren Bedeutungen aber wird eigentlich der Terminus Abstraction gebraucht. Auch ist die Annahme nicht unbegründet, daß die meisten Menschen zugeben werden, mit mir in gleichem Falle zu sein. Die meisten Menschen, welche schlicht und ungelehrt sind, machen keinen Anspruch auf den Besitz abstracter Begriffe. Man sagt, dieselben seien schwierig und nicht ohne Mühe und Studium zu erlangen. Wir dürfen nach dem Obigen vernünftiger Weise schließen, daß, wenn es abstracte Ideen giebt, dieselben nur bei Gelehrten sich finden."

Locke.

Seltsamer Weise hat auch Locke, gegen dessen Abstractionstheorie sich Berkeley im Wesentlichen wendet, an manchen Stellen mit einem gewissen Mißtrauen, mit einer gewissen Zaghaftigkeit von den allgemeinen Ideen gesprochen. Im „Versuch über den menschlichen Verstand" nennt er sie „Gebilde" und „Erfindungen" des Geistes, die nicht ohne Schwierigkeit gebildet werden können und

sich nicht so leicht einstellen, wie wir zu glauben geneigt sind. Er fährt dann fort*):

„Erheischt es z. B. nicht einige Mühe und Geschicklichkeit, die allgemeine Idee eines Dreiecks zu bilden, die doch noch keine der abstractesten, umfassendsten und schwierigsten ist? Es soll die Idee eines Dreiecks gebildet werden, welches weder schiefwinklig, noch rechtwinklig, weder gleichseitig, noch gleichschenklig, noch ungleichschenklig sei, sondern alles dieses und zugleich auch nichts von diesem. In der That ist dies etwas Unvollständiges, das nicht existiren kann, eine Idee, worin einige Theile von verschiedenen und mit einander unvereinbaren Ideen zusammengestellt sind. Allerdings bedarf der Geist in seinem gegenwärtigen unvollkommenen Zustande solcher Ideen und eilt möglichst, sie zu bilden zum Behuf der Mittheilung und Erweiterung der Erkenntniß, da er zu Beidem von Natur eine sehr starke Neigung hat. Doch läßt sich mit Recht vermuthen, daß solche Ideen Merkmale unserer Unvollkommenheit seien. Zum Mindesten reicht das Gesagte hin, zu beweisen, daß die abstractesten und allgemeinsten Ideen nicht diejenigen seien, mit welchen der Geist zuerst und am leichtesten vertraut wird, nicht diejenigen, auf welche seine ersten Kenntnisse sich beziehen."

Hierauf antwortet Berkeley**):

Berkeley. „Falls irgend Jemand die Fähigkeit besitzt, in seinem Geiste eine solche Dreiecksidee zu bilden, wie sie hier beschrieben ist, so ist es vergeblich, sie ihm abdisputiren zu wollen; ich unternehme das nicht. Mein Wunsch geht nur dahin, der

*) a. a. O. IV u. VIIa.

**) Abhandlungen über die Principien der menschlichen Erkenntniß. Deutsch von Ueberweg. Einleitung. XIII.

Leſer möge ſich vollſtändig und mit Gewißheit überzeugen, ob er eine ſolche Idee habe oder nicht. Und dies, denke ich, kann für Niemanden eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſein. Was kann einem Jeden leichter ſein, als ein wenig in ſeinen eigenen Gedankenkreis hinein zu ſchauen und zu erproben, ob er eine Idee habe oder erlangen könne, die der Beſchreibung, welche hier von der allgemeinen Idee eines Dreiecks gegeben worden iſt, entſpreche; die Idee eines Dreiecks, welches weder ſchiefwinkelig, noch rechtwinkelig, weder gleichſeitig, noch gleichſchenklig, noch ungleichſeitig, ſondern dieſes alles und zugleich auch nichts von dieſem ſei?"

Die ganze Beweisführung Berkeleys iſt eine Art petitio principii: er verſteht unter Idee — idea — grundſätzlich eine anſchauliche Vorſtellung, und dann iſt es natürlich ſelbſtverſtändlich, daß es keine abſtracten Ideen giebt. Ob aber nicht auch noch andere „Bewußtſeinsacte", „pſychiſche Phänomene", „ſeeliſche Gebilde" oder wie man dieſe Erſcheinungen nennen will — exiſtiren, die nicht anſchauliche Vorſtellungen ſind, aber doch dem allgemeinen Sprachgebrauch zufolge „Ideen", „Vorſtellungen", „Begriffe" genannt werden, auf dieſe Frage geht Berkeley überhaupt nicht ein. Und ſo fordert es geradezu zu Mißverſtändniſſen heraus, wenn er immer ſich der Wendungen bedient: es „gäbe" keine abſtracten Ideen, Niemand — oder nur Gelehrte „hätten" ſie, „ſie fänden ſich nicht in unſerer Seele" u. ſ. f.

* * *

Ganz im Gegensatz zu Berkeley stehen jene Denker, die unter „Ideen“ seelische Gebilde von einer gewissen Anschaulichkeit verstehen; die also glauben, die blassen Erinnerungs- und Phantasiebilder, die in uns auftauchen, seien selbst die Begriffe. Von der nämlichen schiefen Alternative ausgehend wie Berkeley, wenden sie sich nach der entgegengesetzten Seite.

Sehr folgerecht und eifrig hat J. J. Engel, der „Philosoph für die Welt“, diesen Standpunkt vertreten. Auf seine Abhandlung „Ueber die Realität allgemeiner Begriffe“ *) hat Liebmann**) neuerdings wieder aufmerksam gemacht.

J. J. Engel.

Engel geht von der Behauptung aus, „das Dasein allgemeiner Begriffe in unserer Seele“ sei so ausgemacht, und die Art ihrer Bildung, wie sie Locke und die Philosophen vor ihm angegeben, sei so wahr, daß man es kaum für möglich halten sollte, Zweifel und Einwendungen gegen sie aufzubringen. Wenn dies gleichwohl „Männer von großem Ansehen und mit nicht zu verachtenden Gründen“ gethan hätten, so würde hierdurch „das Fundament der gesammten Logik und alles menschlichen Denkens erschüttert“.

Engel erklärt sodann, er könne wohl einen wirklichen,

---

*) J. J. Engels Philosophische Schriften, II. Band. Berlin 1805. (Mylius'sche Buchhandlung.)

**) Otto Liebmann, „Zur Analysis der Wirklichkeit“. (Straßburg 1876. Trübner.) Dort findet sich eine Abhandlung „über die Existenz abstracter Begriffe“. S. 416 ff.

also ganz bestimmten Triangel „in seiner Vorstellung fassen", aber auch einen allgemeinen:

„Ich habe ein Gemeinschaftliches aller Arten von aller Größe, Farbe und was sonst für Nebenbestimmungen man will, in der Phantasie bleibend vor mir, nicht bloß durch ein Wort oder durch ein Schriftzeichen angedeutet, sondern eine Anschauung selbst."

Gegen die oben citirten Ausführungen Berkeleys wendet sich Engel in einer ganz kurzweiligen Polemik:

„Wir wollen uns den guten Bischof als lebend und gegenwärtig denken, und ihn bitten, irgend einen Triangel, gleichviel welchen, in die Phantasie zu fassen. Wenn wir ihn fragen, ob er sich einen stumpf- oder spitz- oder rechtwinkligen denke, so wird er ein so wesentliches Merkmal sich wahrscheinlich bestimmt haben, und vielleicht uns antworten: einen rechtwinkligen. Um das Ansehen von Chicane zu vermeiden, wollen wir ihm nicht, wie wir es könnten, mit der Frage zusetzen: ob denn seine Phantasie genauer und fester zeichne, als seine Hand, die vielleicht nie, trotz Lineal und Winkelmaß, einen vollkommenen, das heißt einen wahren, oder vielmehr den einzig wahren, rechten Winkel heraus bringen werde? Ob nicht der Perpendikel, den er in der Phantasie auf die Basis fallen läßt, und wenn auch nur um ein unendlich Weniges, nach der einen oder nach der anderen Seite hinüber ziehe, und also entweder einen stumpfen oder einen spitzigen Winkel gebe? Lieber wollen wir auf eine Frage abspringen, die er wohl wenig erwartet: auf welcher Fläche er seinen Triangel gezeichnet habe, ob auf einer Tafel, oder einem Blatte, oder im Sande? Und wenn er redlich ist, wie wir einen Mann seines Standes und Charakters nicht

anders annehmen wollen, ſo wird er vielleicht geſtehen, daß er an Sand und Blatt und Tafel nicht gedacht, ſondern ſeinen Triangel bloß in die Luft geſetzt habe, oder — da die Luft gegenwärtig auf keinen ſeiner Sinne wirkte, und alſo gewiß nicht bei ihm zur Vorſtellung kam — ins bloße Leere, ins Nichts. Ueberraſchen wir ihn dann mit einer dritten Frage: welche Farbe er ſeinen Linien gegeben? — denn in der That fordert er für alle Ideen durchgängige Beſtimmung, und will demnach für jede Vorſtellung im Raume auch Vorſtellung der Farbe —, ſo wird er wahrſcheinlich mit dem Bekenntniß herausgehen: daß, weil ſein Triangel ihm auf einmal als ſchon fertig vorgeſchwebt, und er ihn nicht erſt mit der Kreide auf der Tafel, noch mit der Tinte auf dem Papier, noch mit dem Stäbchen in den Sand habe zeichnen dürfen, er auch nicht beſtimmen könne, ob ſeine Linien die Farbe der Kreide oder der Tinte oder des Sandes gehabt hätten. Ich ſage: gehabt hätten; denn ſobald die Aufmerkſamkeit Berkeleys auf das Merkmal der Farbe hingerichtet ward, konnte er dies freilich nicht mehr unbeſtimmt laſſen; er mußte ſich für eine oder die andere Farbe entſchließen. Ehe wir ihn aber fragten, hatten ohne Zweifel die Linien in ſeiner Phantaſie die Farbe der Luft, oder des Leeren, worin er ſie gezogen hatte; das heißt: keine."

Daß ſehr undeutliche Phantaſie- und Erinnerungsbilder gerade wegen ihrer Flüchtigkeit, Unbeſtimmtheit und Bläſſe oft geeignet ſind, als Stellvertreter für die Begriffe zu dienen, iſt zweifellos richtig. Engel aber verwechſelt ſie mit den Begriffen ſelbſt. Um dies leichter thun zu können, zieht er, abgeſehen vom Dreieck, das ja bei allen dieſen Streitigkeiten eine hervorragende Rolle

ſpielt, immer ſehr concrete Worte als Beiſpiele heran: Artbegriffe von geringem Umfang, deren Individuen ſich in ihrer äußeren Form ſehr wenig unterſcheiden. Er ſagt z. B. man brauche nur die Wörter: Fliege, Nelke, Mücke, Roſe zu hören, um ſogleich die Bilder dieſer Gegenſtände vor ſich zu haben; Bilder, die den entſprechenden Individuen gleich gut und gleich ſchlecht ähnelten. Und ſowie faſt die ganze Sprache eine Sammlung allgemeiner Zeichen, ſo ſei auch „faſt die ganze Phantaſie eine Galerie allgemeiner Bilder oder nicht Bilder, ſondern Skizzen, zu denen ſich der gleich gut paſſenden Originale in der Natur unüberſehbar viele finden."

Um die Unhaltbarkeit dieſer Theorie zu erkennen, braucht man gar nicht an abſtracte Worte zu denken wie Beziehung, Glück, Rechtſprechung, Börſenſpeculation, Glaubensſatz, Preßvergehen; wie ſoll man ſich auch nur von einem Worte wie „Thier" ein „Bild" oder eine „Skizze" bilden; eine Skizze, die ebenſo gut auf einen Elephanten wie auf einen Regenwurm, auf ein Kameel und eine Milbe, einen Storch und einen Schmetterling paßt?

* * *

Sehr dunkel und demgemäß ſehr verſchieden aufgefaßt iſt die Meinung Kants. Sein „Schema" oder „Monogramm der Einbildungskraft" iſt vielfach im Sinne der ſkizzenhaften Bilder Engels gedeutet worden. Die fragliche Stelle aus der „Kritik der reinen Vernunft"*) lautet:

*) Transſcendentale Elementarlehre, II. Theil, I. Abth., 2. Buch; 1. Hauptſtück.

Kant.

„Das Schema ist an sich selbst jederzeit nur ein Produkt der Einbildungskraft; aber indem die Synthesis der letzteren keine einzelne Anschauung, sondern die Einheit in der Bestimmung der Sinnlichkeit allein zur Absicht hat, so ist das Schema doch vom Bilde zu unterscheiden. So, wenn ich fünf Punkte hinter einander setze . . . . . , ist dieses ein Bild von der Zahl fünf. Dagegen, wenn ich eine Zahl überhaupt nur denke, die nun fünf oder hundert sein kann, so ist dieses Denken mehr das Vorstellen einer Methode, einem gewissen Begriffe gemäß eine Menge (z. E. tausend) in einem Bilde vorzustellen, als dieses Bild selbst, welches ich im letzteren Falle schwerlich würde übersehen und mit dem Begriff vergleichen können. Die Vorstellung nun von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen, nenne ich das Schema zu diesem Begriffe.

In der That liegen unseren reinen sinnlichen Begriffen nicht Bilder der Gegenstände, sondern Schemate zu Grunde. Dem Begriffe von einem Triangel überhaupt würde gar kein Bild desselben jemals adäquat sein. Denn es würde die Allgemeinheit des Begriffes nicht erreichen, welche macht, daß dieser für alle, recht- oder schiefwinklige u. s. w. gilt, sondern immer nur auf einen Theil dieser Sphäre eingeschränkt sein. Das Schema des Triangels kann niemals anderswo als in Gedanken existiren und bedeutet eine Regel der Synthesis der Einbildungskraft in Ansehung reiner Gestalten im Raume. Noch viel weniger erreicht ein Gegenstand der Erfahrung oder Bild desselben jemals den empirischen Begriff, sondern dieser bezieht sich jederzeit unmittelbar auf das Schema der Einbildungskraft, als eine Regel der Bestimmung unserer Anschauung, gemäß einem gewissen allgemeinen Begriffe. Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine

Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Thieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige besondere Gestalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, was ich in concreto darstellen kann, eingeschränkt zu sein. Dieser Schematismus unseres Verstandes, in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form, ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden. So viel können wir nur sagen: das Bild ist ein Product des empirischen Vermögens der productiven Einbildungskraft, das Schema sinnlicher Begriffe (als der Figuren im Raume) ein Product und gleichsam ein Monogramm der reinen Einbildungskraft a priori, wodurch und wonach die Bilder allererst möglich werden, die aber mit dem Begriffe nur immer vermittels des Schema, welches sie bezeichnen, verknüpft werden müssen und an sich demselben nicht völlig congruiren."

Gegen diese Lehre schrieb schon Herder in seiner „Metakritik der reinen Vernunft":

Herder.

„Also ist das Schema ein Bild und kein Bild? Und eine Einbildungskraft, die ohne alle einzelne Anschauungen der ganzen Sinnlichkeit ein Schema zu geben weiß, welch ein Panurgus!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Unter der Gestalt eines vierfüßigen Thieres allgemein darf ich mir nicht eben einen Hund, sondern warum nicht auch ein Pferd und Esel denken? Soll ich es mir aber „ohne irgend eine Gestalt, die mir die Erfahrung darbietet, ohne jedes mögliche Bild, das ich in concreto darstellen

kann", denken, so denke ich an der Regel (denn kein vierfüßiges Thier läßt sich ohne Thiergestalt und ohne vier Füße denken) gar nichts."

Und Schopenhauer erklärt:

Schopenhauer.

„Nur innere Beobachtung und deutliches Besinnen kann die Sache entscheiden. Jeder untersuche demnach, ob er sich bei seinen Begriffen eines „Monogramms der reinen Einbildungskraft a priori", z. B. wenn er Hund denkt, so etwas entre chien et loup, bewußt ist, oder ob er, den hier *) aufgestellten Erklärungen gemäß, entweder einen Begriff durch die Vernunft denkt, oder irgend einen Repräsentanten des Begriffes, als ein vollendetes Bild, durch die Phantasie vorstellt."

* * *

Während jene falsche Alternative, wie sie den Meinungen von Berkeley und Engel zu Grunde liegt: ob die Begriffe oder allgemeinen Vorstellungen als anschauliche Gebilde oder ob sie überhaupt nicht in unserem Geiste vorhanden seien, immer wieder in mannigfachen Verkleidungen auftauchte, hat es doch frühe schon Denker gegeben, die von dem „Verstehen" allgemeiner Ausdrücke, die von der „Existenz von Begriffen" in unserem Bewußtsein oder in unserem Denken geredet haben, ohne diese Thatsachen in Gegensatz oder in Abhängigkeit von der Erzeugung anschaulicher Vorstellungen zu bringen.

*) In § 28 der Abhandlung: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde".

Burke.

Eine besonders einfache Fragestellung findet sich bei Burke in dem s. Z. berühmten Werke*): „a philosophical inquiry into the origin of our ideas of the Sublime and Beautiful", das einen kleinen Abschnitt „über Wörter" enthält. Er stellt fest, daß wenn Worte ihre größtmögliche Kraft entfalten, sie drei Wirkungen hervorbringen können: den Schall, das Bild oder die Vorstellung (picture or representation) und den seelischen Eindruck (affection of the soul). Aber nicht alle Wortclassen seien im Stande, alle drei Wirkungen hervorzurufen, und diejenigen, die es vermöchten, thäten es nicht immer. Selbst wenn man concrete Gattungsnamen wie Mann oder Pferd im Zusammenhang der Rede hört, könnte man bei ernstlicher Prüfung nur einmal unter zwanzig Fällen ein Phantasiebild bei sich nachweisen, und auch dann gewöhnlich nur, weil eine besondere Anstrengung zu diesem Zweck vorausgegangen**).

*) Neue Ausgabe: Basel 1742.

**) „But I am of opinion, that the most general effect even of these words, — er meint ‚aggregate words' wie Mann, Schloß, Pferd — does not arise from their forming pictures of the several things they would represent in the imagination; because, on a very diligent examination of my own mind, and getting others to consider theirs, I do not find that once in twenty times any such picture is formed, and when it is, there is most commonly a particular effort of the imagination for that purpose. But the aggregate words operate, as I said of the compound abstracts, not by presenting any image to the mind, but by having from use the same effect on being mentioned, that their original has when it is seen . . . ."

„Indeed it is impossible, in the rapidity and quick succession of words in conversation, to have ideas both of the

Rouſſeau. Rouſſeau behauptet in ſeinem „discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“, daß allgemeine Vorſtellungen (idées générales) nur dann in unſer Bewußtſein träten, wenn wir ganze Sätze bilden oder hören; ſie ſeien rein „intellectueller“ Art und hätten nichts mit der Einbildungskraft zu ſchaffen, die nur Einzelbilder erzeuge*).

Niemand hat aber ſchärfer betont, daß „Begriffe von Grund aus von den anſchaulichen Vorſtellungen verſchieden ſeien“ als Schopenhauer. Sie bildeten eine toto

---

sound of the word, and of the thing represented, besides, some words, expressing real essences, are so mixed with others of a general and nominal import, that it is impracticable to jump from sense to thought, from particulars to generals, from things to words, in such a manner as to answer the purposes of life nor is it necessary that we should.“

*) „D'ailleurs, les idées générales ne peuvent s'introduire dans l'esprit qu'à l'aide des mots, et l'entendement ne les saisit que par des propositions . . . . .“

„Toute idée générale est purement intellectuelle; pour peu que l'imagination s'en mêle, l'idée devient aussitôt particulière. Essayez de vous tracer l'image d'un arbre en général, jamais vous n'en viendrez à bout; malgré vous il faudra le voir petit ou grand, rare ou touffu, clair ou foncé; et s'il dépendait de vous de n'y voir que ce qui ce trouve en tout arbre, cette image ne ressemblerait plus à un arbre. Les êtres purement abstraits se voient de même ou ne se conçoivent que par le discours. La définition seule du triangle vous en donne la véritable idée: sitôt que vous en figurez un dans votre esprit, c'est un tel triangle et non pas un autre, et vous ne pouvez éviter d'en rendre les lignes sensibles ou le plan coloré. Il faut donc énoncer des propositions, il faut donc parler pour avoir des idées générales; car, sitôt que l'imagination s'arrête, l'esprit ne marche plus qu'à l'aide du discours.“

genere von jenen verſchiedene Claſſe, die allein im Geiſte des Menſchen vorhanden ſei.

Schopenhauer.

„Auch dann aber iſt das Phantasma vom Begriff zu unterſcheiden, wenn es als Repräſentant eines Begriffes gebraucht wird. Das geſchieht, wenn man die anſchauliche Vorſtellung, aus welcher der Begriff entſprungen iſt, ſelbſt und zwar dieſem entſprechend, haben will; was allemal unmöglich iſt: denn z. B. von Hund überhaupt, Farbe überhaupt, Triangel überhaupt, Zahl überhaupt giebt es keine Vorſtellung, kein dieſen Begriffen entſprechendes Phantasma. Alsdann ruft man das Phantasma z. B. irgend eines Hundes hervor, der, als Vorſtellung, durchweg beſtimmt, d. h. von irgend einer Größe, beſtimmter Form, Farbe u. ſ. w. ſein muß, da doch der Begriff, deſſen Repräſentant er iſt, alle ſolche Beſtimmungen nicht hat. Beim Gebrauch aber eines ſolchen Repräſentanten eines Begriffes iſt man ſich immer bewußt, daß er dem Begriff, den er repräſentirt, nicht adäquat, ſondern voll willkürlicher Beſtimmungen iſt.“ *)

Ueber das Verſtehen der Worte aber ſchreibt er an anderer Stelle **):

„Offenbar iſt die Rede, als Gegenſtand der äußeren Erfahrung, nichts Anderes als ein ſehr vollkommener Telegraph, der willkürliche Zeichen mit größter Schnelligkeit und feinſter Nuancirung mittheilt. Was bedeuten aber dieſe Zeichen? Wie geſchieht ihre Auslegung? Ueberſetzen wir etwan, während der Andere ſpricht, ſogleich ſeine Rede in Bilder der Phantaſie, die blitzſchnell an uns vorüberfliegen

*) Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, § 28.

**) Welt als Wille und Vorſtellung, I, § 9.

und sich bewegen, verketten, umgestalten und ausmalen, gemäß den hinzuströmenden Worten und deren grammatischen Flexionen? Welch ein Tumult wäre dann in unserem Kopfe, während des Anhörens einer Rede, oder des Lesens eines Buches! So geschieht es keineswegs. Der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefaßt, ohne daß in der Regel sich Phantasmen einmengten. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält, und was sie mittheilt und empfängt, sind abstracte Begriffe, nichtanschauliche Vorstellungen, welche ein für allemal gebildet und verhältnißmäßig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objekte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten."

* * *

Von solchen Ausführungen ist freilich nicht zu bestreiten, daß sie im Grunde negativer Art sind; daß sie eigentlich nur betonen, ein Verstehen der Worte sei nicht ein Erzeugen von Phantasiebildern, Begriffe seien nicht anschauliche Vorstellungen. Immer wieder taucht aber die Frage auf, was denn eigentlich in unserem Bewußtsein vorgehe, wenn wir allgemeine Ausdrücke hören, wenn wir Begriffe denken. Worin besteht jene von der Einzelanschauung „positiv und qualitativ verschiedene Bewußtseinsleistung"? Ich persönlich glaube nicht, daß hier ein beantwortbares Problem vorliegt. Die Frage ist ebenso naiv gestellt wie jene, wie man es denn eigentlich mache, willkürlich den Arm zu heben.

Ein unlösbares Problem.

Jedenfalls ist eine einigermaßen befriedigende und anerkannte Antwort bisher nicht gegeben worden. Wer — wie z. B. Volkelt — erklärt, Begriffe seien keine einfachen und fertigen Gebilde, sondern ein „Zusammen complicirter Bewußtseinsvorgänge"; wer insbesondere in gewissen an Vorstellungen haftenden „Nebengedanken" das Wesen der Allgemeinheit erblickt, der schiebt die ganze Frage nur zurück. Denn auch ein Nebengedanke könnte doch wieder nur mit Hülfe von Zeichen, Worten, Begriffen gebildet werden. Und da der ganze „Nebengedanke" nicht anschaulicher Natur ist, so sind es auch nicht seine Elemente. Im Uebrigen ist die Meinung, daß doch im Grunde nur die anschaulichen Vorstellungen, vor allem die optischen Erinnerungsbilder, die wirklichen und verständlichen seien, ganz unausrottbar. Und wenn man auch bei neueren Untersuchungen kaum mehr der einfachen und naiven Fragestellung Berkeleys begegnet, so lassen sich doch zahlreiche Anklänge an seine alte Lehre vernehmen, daß allgemeine Ideen und abstracte Begriffe eigentlich in unserem Bewußtsein gar keine oder eine mindere Existenz hätten. So hört man die Begriffe „unvollziehbare Forderungen" oder „Postulate" nennen, deren wir nur durch Stellvertretung „habhaft" werden könnten; oder „logische Ideale", die niemals in unserem Denken „vorkämen" (Herbart). Oder sie sollen nie eine „gegenwärtige Realität" darstellen. Ferner hört man sagen, daß sich unser „wirkliches Vorstellen" immer „nur auf einzelne Thatsachen" beziehe. Oder Sätze wie: „Das Allgemeine schwebt immer nur als angestrebte, nie voll-

Die alten Probleme in neuen Verkleidungen.

zogene Vorstellung über den anschaulichen Bildern seiner Einzelbeispiele“ (Lotze) u. s. f.

Als Gegenstück erscheint dann aber natürlich wieder die Behauptung, daß auch der Begriff dem Wesen nach anschaulich sei; so unzweideutig bei Eduard v. Hartmann in seiner „Kritischen Grundlegung des transscendentalen Realismus“ *):

Eduard v. Hartmann.

„Daß der abstracte Begriff von der Einzelanschauung einen specifischen Unterschied besitzt erstens in der Negation der abgestoßenen individuellen Reste und zweitens in dem begleitenden Bewußtsein, eine vielen Einzelvorstellungen gemeinsame Vorstellung zu sein, das leidet keinen Zweifel; daß er aber etwas Anderes sei *als eine mit diesen Nebenvorstellungen verknüpfte Einzelanschauung*, das ist ein Irrthum. Alles Positive in unserem Bewußtseinsinhalt ist Anschauung, deshalb ist auch Alles, was an einem Begriff positiv ist, *Anschauung* . . . .“

„Der Begriff ist weiter aber auch Einzelanschauung; so lange ich das Positive des Begriffs noch mehrmals denke, so lange bin ich noch über das Stadium der Comparation nicht hinausgekommen zur Reflexion und Abstraktion, so lange *habe ich den Begriff noch gar nicht*, sondern bin erst auf dem Wege zu demselben.“

„Nur dadurch, daß der Begriff Einzelanschauung ist, kann ich von ihm sagen, er (der Einzelne) sei allgemein (all den Vielen gemeinsam).“

So geht der Streit weiter ins Unendliche. —

* * *

*) 3. Aufl., S. 123.

Die Schwierigkeit in der Behandlung der Frage wird dadurch erhöht, daß jede Selbstbeobachtung unzulässig ist. Wer ernstlich glaubt, den natürlichen Vorgang des Vorstellens mit Aufmerksamkeit verfolgen zu können, gleicht dem Manne, der im Spiegel controliren will, wie seine Gesichtszüge im höchsten Affecte aussehen. In demselben Augenblicke, da er fähig wird, sich selbst zu beobachten, ist der Affect bereits verrauscht, und der Spiegel bietet entweder nur eine aufmerksam beobachtende Miene oder ein durch Schauspielerei verzerrtes Gesicht dar. Und so ist es auch ganz ausgeschlossen, daß sich beim Lesen ein natürlicher Vorstellungsverlauf einstellt, wenn wir gleichzeitig unsere Aufmerksamkeit auf ihn richten. Unwillkürlich steigern wir unsere Phantasiethätigkeit und fälschen unser Urtheil. Wir sind also nur auf ein nachträgliches Besinnen und Erinnern angewiesen.

Selbstbeobachtung unmöglich.

Die wichtigste Quelle aller Streitigkeiten liegt aber, wie ich wiederhole, in der Vieldeutigkeit gewisser ständig gebrauchter Ausdrücke: man „*habe*“ allgemeine Vorstellungen, man „*denke*“ sie; oder sie „existirten in unserer Seele“; oder sie „seien in unserem Bewußtsein vorhanden“. Man kann mit solchen Ausdrücken eine ganze Reihe geistiger Vorgänge bezeichnen, von denen der Eine diesen, der Andere jenen bei seinen Ausführungen im Auge hat. Daß es unter ihnen aber auch solche giebt, die von einem Erzeugen anschaulicher Phantasiebilder dem Wesen nach gänzlich verschieden sind, das ist meines Erachtens eine unbestreitbare und leicht nachzuweisende Thatsache.

Es giebt nichtanschauliche Vorstellungen.

Angenommen ein vernunftbegabter Deutſcher und ein des Deutſchen Unkundiger hören Sätze wie:

„Das Nützliche iſt nicht immer das Angenehme"
oder „Das neue Jahrhundert beginnt erſt mit dem Jahre 1901".

Zur Wahrnehmung der Sprachlaute, die bei Beiden als gleich angenommen werden kann, tritt beim Erſten ein Act des Bewußtſeins, ein „Verſtehen des Sinnes" dazu. Man kann über dieſen geiſtigen Vorgang alle möglichen Theorien aufſtellen: keinesfalls kann man von ihm ſagen, daß er nicht vorhanden ſei, oder — wie Berkeley meint — daß er ſich „nur bei Gelehrten finde." Ebenſo muß ſich meines Erachtens eine Einigung darüber herbeiführen laſſen, daß keinerlei ſinnlich anſchauliche Vorſtellungen bei ihm auftreten. Ich wüßte beim beſten Willen nicht, wie ich es anſtellen ſollte, Worte wie „nützlich", „beginnen", „erſt", „1901" ſinnenfällig zu machen. Warum ſoll man alſo nicht ſagen dürfen, man habe beim Hören der fraglichen Sätze „Begriffe" oder „allgemeine", nichtanſchauliche Vorſtellungen „gehabt" oder ſie „gedacht"? Nur wer ſich ganz in eine willkürliche Terminologie verrannt hat, wird dieſe Ausdrucksweiſe bemängeln.

Aber geſetzt ſelbſt, es tauchten — wie dies ja in der That oft geſchieht — beim Hören gewiſſer Worte — die hier immer in allgemeiner Bedeutung vorausgeſetzt werden — anſchauliche Bilder auf, ſo weiß ſie doch jeder als Beiſpiele von den Begriffen ſelbſt zu ſcheiden. Wer bei dem Satze:

„Jeder Baum hat Wurzel, Stamm und Krone"

ſich etwa eine Eiche mehr oder minder deutlich vorſtellt, wird ihn doch deshalb niemals mit dem Satze verwechſeln:

„Jede Eiche hat Wurzel, Stamm und Krone",

auch wenn er genau das gleiche Bild einer Eiche erzeugte wie im erſten Falle. Trotz der gleichen anſchaulichen Phantaſiebilder war der Geſammtinhalt des Bewußtſeins ein anderer: man hat eben jedes Mal verſchiedene Begriffe oder allgemeine Vorſtellungen „gedacht".

Oder man nehme an, es höre Jemand zuerſt nur den Anfang eines langſam geſprochenen Satzes:

„Jedes Thier . . . ."

und erzeuge gleichzeitig eine anſchauliche Einzelvorſtellung, etwa die eines Pferdes. Schließt dann der Satz mit den Worten:

„. . . . . hat vier Beine",

ſo tritt ganz unmittelbar eine Reaction ein: das iſt nicht wahr, das iſt Unſinn! Warum dieſe Reaction, da doch die Ausſage vollſtändig zu dem Phantaſiebild des Pferdes paßt? Doch nur deshalb, weil beim Auffaſſen des Wortes „jedes Thier" noch etwas Anderes im Bewußtſein ſich abſpielte als die Erzeugung des fraglichen Phantaſiebildes. Dieſes „etwas" iſt ſeiner Natur nach nicht anſchaulich. Man hat eben den Begriff, die allgemeine Vorſtellung „im Bewußtſein gehabt" oder ſie „gedacht". Dieſe Ausdrucksweiſe kennzeichnet, wenn man ſie in ihrem

richtigen Sinne auffaßt, einen der wichtigsten psychischen Vorgänge und ist mangels einer anderen Terminologie unvermeidlich.

„denken." Im Uebrigen kann natürlich ein Wort wie „denken" noch alles Mögliche besagen. In Aufforderungen wie: „man denke sich einen Kreis" bezeichnet es in der That nur das Erzeugen einer Einzelvorstellung. Aber „denken" bedeutet auf einen Begriff bezogen auch eine längere, planmäßige geistige Arbeit: ein „Nachdenken" oder „Durchdenken", ein Vergegenwärtigen und Durchlaufen des gesammten Begriffsumfanges uud Inhalts, wobei der Reihe nach zahlreiche Unterbegriffe und Einzelanschauungen ins Bewußtsein treten. Wieder Andere leugnen überhaupt die Berechtigung, von dem Denken eines Begriffes zu reden: denken bestehe in einem Verknüpfen und Trennen und setze immer viele Vorstellungen voraus. —

* * *

„verstehen." Aehnlich steht es mit dem Ausdruck „verstehen". Es ist schon ein ganz verschiedener Vorgang, ob ein Wort allein oder innerhalb eines bestimmten Zusammenhanges übermittelt wird. Man kann auch sehr wohl jedes einzelne Wort eines Satzes und doch nicht diesen selbst verstehen. — Bei sehr einfachen Sätzen wie „die Nelke ist roth", „der König ist krank", wird der Sinn unmittelbar, scheinbar gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Schalles oder der Schriftzeichen, erfaßt. Der blitz-

artig sich vollziehende Vorgang spottet ja jeder Analyse und Beschreibung, doch scheint er einheitlich und einfach zu sein: entweder versteht man die fraglichen Worte ganz, oder man versteht sie überhaupt nicht. Aber in anderen Fällen hat man zahllose Abstufungen und Grade zu unterscheiden. Man spricht von einem schlechten, schiefen, halben, oberflächlichen im Gegensatz zu einem deutlichen, vollen, tiefen Verständniß. Welch ein Unterschied, ob wir einen Satz zu wiederholten Malen hören oder zum ersten Male, ob er aus vertrauten Gedankenkreisen stammt oder völlig neu uns entgegentritt! Welch ein Unterschied im Bewußtseinsinhalt, ob ein Anhänger der Schopenhauerschen Philosophie oder irgend ein philosophischer Laie die Worte:

„Die Welt ist meine Vorstellung und mein Wille"

hört und Verständniß aussagt! Es ist eine Fülle von Vorstellungen und vor Allem von Gefühlen, die sich gleichsam in jenem Augenblicke concentriren, in dem wir neben dem Klang der Worte ihren Sinn erfassen.

Oft hört man sagen, ein tieferes oder volles Verständniß eines Satzes setze immer die Einsicht in seine Gründe voraus. Man beachte aber auch jenes volle „Verstehen", das mit einem Wissen von der Richtigkeit oder Möglichkeit des in Frage kommenden Satzes gar nichts zu schaffen hat. So wird Jeder, der weiß, was eine Diagonale und ein Zwölfeck ist, ohne Weiteres den Satz verstehen:

„Jedes Zwölfeck hat 48 Diagonalen."

Aber irgend eine Meinung darüber, ob dieſer Satz wahr oder unwahr oder unſinnig iſt, ſchließt dieſes „Verſtändniß“ nicht ein. In der That werden wohl die wenigſten Leſer bemerkt haben, daß er falſch iſt: die fraglichen Vielecke haben 54 Diagonalen. Bemerkenswerth iſt übrigens bei dieſem Beiſpiele die Rolle der begleitenden ſinnlichen Anſchauungen. Die Meiſten werden wohl ausſagen, daß beim Hören des Satzes unwillkürlich ein Bild vor ihrem geiſtigen Auge vorübergeglitten ſei, und es wäre nicht ſchwer, andere geometriſche Sätze anzuführen, bei denen ein ſolches Bild auch zum oberflächlichſten Verſtehen unbedingt erforderlich iſt. Aber das Bild kann — wenigſtens im fraglichen Falle — nur ganz ſchattenhaft geweſen ſein. Niemand wird ernſtlich behaupten wollen, er habe beſtimmt 12 und nicht etwa 9 oder 15 Ecken vor ſich geſehen. Wer wiederum den Satz durch einen beſonderen geiſtigen Act, durch ein Abzählen der Diagonalen prüfen wollte, und zwar ohne Zuhülfenahme einer Zeichnung — lediglich „im Kopfe“ —, der bedürfte einer ſo lebhaften ſinnlichen Anſchauung, wie ſie nur die Wenigſten zu erzeugen fähig ſind. Hingegen kann man, auch ohne Kenntniß der Formel, die Diagonalenzahl eines beliebigen Vieleckes beſtimmen, wenn man eine großentheils abſtracte Ueberlegung anſtellt, die der Einbildungskraft zwar nicht gänzlich entbehren kann, ſie aber doch nur in ſehr geringem Grade in Anſpruch nimmt und jedenfalls keine Geſammtanſchauung der fraglichen Figur verlangt. Beſonders intereſſant iſt es bei der Ableitung der allgemeinen

Diagonalenformel*) den nothwendigen Antheil der Anschauung zu durchdenken.

* * *

„veranschaulichen."

Endlich möchte ich noch daran erinnern, daß auch der Ausdruck „sich den Sinn eines Wortes veranschaulichen" geistige Processe verschiedenster Art bezeichnet. Die Einzelvorstellungen können exemplificirend sein, erläutern also das Allgemeine durch ein besonderes Beispiel; oder sie sind symbolisch und versinnlichen Abstractes durch ein Gleichniß. Es giebt Personen, die sich beim Denken gern einer Stütze durch conventionelle sinnliche Bilder bedienen, die etwa ein Jahr immer als eine Linie oder als ein Zifferblatt, bei dem die Zahlen durch Monate ersetzt sind, vorstellen. Ferner wird beim Veranschaulichen einer Wortbedeutung nur bald e i n einziges Phantasiebild erzeugt und festgehalten, bald eine ganze Reihe solcher ins Bewußtsein gehoben. Und im letzten Falle kann man wieder ein und dieselbe Gesammtvorstellung in vielen Wahrnehmungsacten sich vor Augen führen; man kann aber auch zu einem Gattungsbegriff zahlreiche zugehörige Individualvorstellungen bilden. Fordert man eine Anzahl Personen

*) Man schließt, daß in einem n-Eck sich von jedem Eckpunkte aus nach (n — 3) Ecken Diagonalen ziehen lassen — nämlich nach jedem Eckpunkt mit Ausnahme des Ausgangspunktes und der beiden ihm benachbarten Eckpunkte. (Anschauung!) Da sich von jedem Eckpunkte aus genau ebenso viel Diagonalen ziehen lassen (Anschauung!), beträgt die Summe der so gezogenen Diagonalen $n \cdot (n - 3)$. Dabei ist aber jede Diagonale von jedem ihrer Enden, also doppelt, gezählt worden. Demnach beträgt die wirkliche Diagonalenzahl $n \cdot (n - 3) : 2$.

auf, sich den Sinn des Wortes „Haus“ deutlich zu veranschaulichen, so wird der Eine sich anstrengen, einen einzelnen Wahrnehmungsact mit größter Deutlichkeit zu reproduciren; ein Anderer wird sich von einem Hause der Reihe nach bald diese, bald jene Seite vorstellen, bald das Innere, bald das Aeußere, bald ein Zimmer, bald den Treppenraum. Ein Dritter wird verschiedene Häuserfaçaden aller Stilarten an sich vorüberziehen lassen u. s. f. Und je nach den Zwecken wird bald dieser bald jener geistige Vorgang vortheilhaft sein.

Dann wieder hat „veranschaulichen“ mit sinnlicher Anschaulichkeit nichts zu schaffen. Man kann sich auch ein Gefühl, einen Affect, eine Stimmung veranschaulichen. Ebenso Abstractes durch Abstractes niederen Grades. Wer etwa die Wahrheit des Satzes prüfen will, daß das Quadrat einer ungraden Zahl um eins vermindert, immer eine durch 8 theilbare Zahl ergiebt, und dabei sich die ungrade Zahl durch 7 oder 9 „veranschaulicht“, wird kaum Phantasiebilder sinnlicher Art erzeugen. Wohl könnte man auch — wie Kant dies that — die Zahl 7 etwa durch 7 Punkte oder 7 Steine sinnenfällig machen: aber erstens würde dies während der Ausführung der Multiplication nur mit dem Multiplicanden, nicht aber mit dem Multiplicator möglich sein. Und sodann wäre diese Versinnlichung ohne allen Werth und Zweck für das Verständniß des fraglichen arithmetischen Satzes, worauf es im vorliegenden Falle allein ankommt.

* * *

Zusammenfassend möchte ich nochmals constatiren, daß es sehr verwickelte, nach Art, Beschaffenheit und Stärke sehr verschiedene Bewußtseinsvorgänge sind, die Worte in uns anregen, und die wir durch wenige unzureichende Ausdrücke zu bezeichnen gewohnt sind. Eine Analyse ergiebt fast immer das gleichzeitige Auftreten verschiedener Acte, die sich mannigfach durchkreuzen und gegenseitig bedingen. Zweifellos erscheint nur, daß es solche unter ihnen giebt, die ohne alle nachweisbare Phantasie- oder Erinnerungsbilder verlaufen, während bei anderen dergleichen sinnliche Anschauungen im Vordergrunde des Bewußtseins stehen. Und diese psychischen Gebilde können wieder sehr verschiedene Rollen übernehmen; bald treten sie als zufällige und scheinbar entbehrliche Begleiterscheinungen auf, bald sind sie für den psychischen Vorgang ein förderlicher oder auch nothwendiger und wesentlicher Bestandtheil. Meist stellen sie sich unwillkürlich ein, oft aber bedarf es besonderer künstlicher Anstrengungen, sie zu erzeugen. Ihre Stärke und Deutlichkeit läßt unzählige Grade und Abstufungen zu: bald erreichen sie große plastische Kraft und Lebendigkeit, bald sind sie völlig verblaßt, verschwommen, schattenhaft, kaum bemerkbar. Man kann beim besten Willen nicht entscheiden, ob sie im Bewußtsein vorhanden waren oder nicht. „Ganz dunkle", „unbewußte", „halbbewußte", „nicht anschauliche", „nicht existirende" Vorstellungen, das sind ineinanderfließende Begriffe. Wir stehen hier an der ewig räthselhaften Schwelle des Bewußtseins, wo die Vorstellungen aus den dunklen Gründen des Unbewußten auftauchen.

Verschiedene psychologische Wirkung der Worte.

Man hat den Eindruck, als ständen beim Hören und Verstehen eines allgemeinen Wortes auch zahllose Einzelvorstellungen an der Schwelle bereit, auf den geringsten Reiz hervorzutreten. Aber das ist nur ein Gleichniß und ein recht unvollkommenes dazu. Ob man dem geheimnisvollen Vorgang jemals durch „Erklärungen" oder „Beschreibungen" wird näher kommen können — ist mehr als fragwürdig. Schon die Ausdrucksweise versagt völlig, wenn man vom Unbewußten reden will. Wie soll man darüber streiten, ob eine Vorstellung unbewußt oder nicht vorhanden sei? Möglich aber und nothwendig ist es, die *nicht bewußten* sowie die ganz *dunklen* Vorstellungen und Gedanken von den *nichtanschaulichen* zu scheiden, welche durchaus *klar* und deutlich sein können.

II.

Anschauliche Sprache.

Haben Worte den ausgesprochenen Zweck, die Phantasie zur Erzeugung lebhafter und plastischer Anschauungen anzuregen, und gelingt es, diesen Zweck zu erreichen, so pflegt man von *anschaulicher Sprache* zu reden. Sie bildet den eigentlichen Gegensatz zur *abstracten* und *allgemeinen Ausdrucksweise*.

Abstracte Redeweise.

Diese letztere unterliegt einer sehr verschiedenen und entgegengesetzten Beurtheilung. Bald gilt sie als das Zeichen eines gelehrten, wissenschaftlichen Geistes; bald betont man, daß gerade Ungebildete und Kinder sich wegen

der Armuth ihrer Sprache sehr allgemeiner Ausdrücke zu bedienen pflegen. Auf der einen Seite preist man die abstracte Sprechweise als die eigentlich exacte, bestimmte, deutliche*), auf der anderen Seite gebraucht man „abstract" als gleichbedeutend mit „unbestimmt", „verschwommen", „verblasen", „undeutlich", „unklar". Beides ist einseitig, aber in gewisser Hinsicht zutreffend. Worte wie Sittlichkeit, Verhältniß, Substanz, Qualität, Mannigfaltigkeit, Einheit, Identität u. s. w. werden weder in der dichterischen noch in der alltäglichen Sprache vorkommen; sie werden weder von Kindern noch von Ungebildeten in Gebrauch genommen. Solche Begriffe, wie überhaupt die höchsten und letzten Abstractionen, können eben nur beim theoretischen und wissenschaftlichen Denken gewonnen werden. Aber es giebt andere, auch sehr allgemeine Begriffe, die gerade Kinder und Ungebildete mit Vorliebe benutzen; so etwa: „schön", „gut", „Sache", „Ding", „machen" u. s. f. Wo dem feiner und schärfer Empfindenden hundert verschiedene Ausdrücke zu Gebote stehen, gebraucht der unentwickelte Geist des Kindes immer wieder dasselbe nichtssagende Wort: die Mutter ist gut, die Puppe ist gut, der Zucker ist gut. Der allgemeinste Ausdruck paßt eben in irgend einer Weise auf alle Fälle. Und genau aus demselben Grunde verwenden Ungeschulte, geistig stumpfe und denkfaule Personen immer recht allgemeine und abstracte Be-

Zwei Gründe für den Gebrauch abstracter Worte.

*) Die Scholastiker stellten „klar" und „verworren" neben einander, ja gebrauchten diese Ausdrücke als gleichbedeutend. Die abstracte Erkenntniß war ihnen die allein „deutliche", die anschauliche galt für eine „verworrene" abstracte.

griffe. Nichts langweiliger als so ein verwaschener farbloser Stil, wo statt treffender, die Sache scharf kennzeichnender Worte überall vage, gleichzeitig nichts- und zuviel-sagende abstracte Ausdrücke stehen. Und so ist es in der That begreiflich, daß die Worte „allgemein“ oder „abstract“ den Sinn „verschwommen“ annehmen. Umgekehrt kann aber natürlich höchste Abstraction und Allgemeinheit gerade mit größter Bestimmtheit und Klarheit verbunden sein. Man denke an mathematische oder juristische Sätze und Gesetze.

Nur der Zweck der Worte und die Motive ihres Gebrauches bestimmen Werth oder Unwerth einer abstracten Ausdrucksweise. Es ist etwas Anderes, ob Jemand unfähig ist, genügend zu differenziren, ob er blöde die charakteristischen Unterschiede in den Dingen übersieht; oder ob er bewußt von diesen Unterschieden abstrahirt, nicht weil er sie nicht bemerkt, sondern weil er von ihnen absehen *will*, weil er in der Fülle der Erscheinungen das Gemeinsame zu erfassen strebt. Wer sich niemals zur Höhe einer allgemeinen Erkenntniß erheben kann und immer am Einzelfall kleben bleibt, wird sich in gewisser Hinsicht *concret* ausdrücken, aber damit nur seinen Mangel an Bildung und Geist bekunden. Wer aber etwas Einzelnes beschreiben will und fähig ist, das Besondere auch in besonderer Weise durch treffende und prägnante Worte zu kennzeichnen, der wird gerade durch seine specifisch concrete Ausdrucksweise als Meister des Stils sich erweisen.

Im Uebrigen wird es sich empfehlen, noch zwischen

einer abstracten und allgemeinen Ausdrucksweise und dem ausgiebigen Gebrauch abstracter und allgemeiner Wörter zu unterscheiden. Beides fällt schon deshalb nicht zusammen, weil sehr allgemeine Worte in „singulärer Supposition" stehen können, während sehr concrete Worte (von Eigennamen abgesehen) sich immer auch in „universaler Supposition" verwenden lassen. Daher findet man selbst bei anschaulichen poetischen Schilderungen sehr allgemeine Ausdrücke*), während umgekehrt oft Abstractes in concreter Form ausgedrückt wird.

Anschaulichkeit in der Erkenntnißsprache.

Für den, der wirklich einen allgemeinen Gedanken aussprechen will, ist naturgemäß auch eine abstracte Ausdrucksweise die einzig angemessene. Trotz alledem wird man aber auch bei den Vermittelungen von Erkenntnissen, ja selbst bei philosophischen Untersuchungen nicht selten von einer anschaulichen Sprache reden dürfen. Es giebt Denker, die selbstständig immer wieder zu den Quellen der Erkenntniß hinabsteigen und das Einzelne, das unmittelbar durch die Anschauung Gegebene, prüfen. Eine solche Gewohnheit prägt sich auch in der Darstellung und im Stil aus. Immer drängt sich der concrete Einzelfall vor, sei es, daß dem Leser oder Hörer überlassen wird, im besonderen Beispiel das Allgemeine zu begreifen, sei es, daß die schon in ihrer Allgemeinheit formulirten Erkenntnisse durch besonders schlagende und treffende Fälle oder Gleichnisse vor Augen geführt werden. Eine solche concrete Ausdrucksweise kann, insofern sie leicht von

*) Vergl. die folgenden Ausführungen auf Seite 172.

Phantasie- und Erinnerungsbildern begleitet ist, auch im engsten Sinne als anschauliche Sprache bezeichnet werden. Schopenhauers Schreibweise kann hier als Beispiel gelten.

* * *

Populäre Ausdrucksweise.

Es ist begreiflich, daß eine solche anschauliche Sprache bei abstracten Gegenständen für die populäre und leichter verständliche gilt. Viele haben eine unüberwindliche Abneigung gegen abstracte Ausdrucksweise und sind völlig unfähig, ihr zu folgen. Ein bekanntes psychologisches Gesetz lautet in der Fassung Bernoullis:

> „Der subjective Befriedigungswerth eines objectiven Quantums der Güter ist der Summe der von dem betreffenden Subjecte bereits besessenen Güter umgekehrt proportional."

So seltsam es den wissenschaftlich Geschulten vorkommen mag: Thatsache ist, daß dieser an sich gar keine Schwierigkeiten bietende Satz auf Viele — auch Gebildete — nicht viel anders wirkt, als sei er chinesisch. Sagt man aber statt dessen:

> „Je mehr Einer hat, um so weniger freut er sich über den Erwerb eines Gutes",

so erfassen wohl die Meisten ohne alle Mühe den Gedanken. Immerhin muß man bei Einigen noch anschaulicher, also etwa in Beispielen von einem Millionär, einem Bettler und einer Summe von 100 Mk. reden, um verstanden zu werden.

Ferner darf man nicht verkennen, daß ein angebliches Verständnis einer rein concreten Fassung noch nicht ein angebliches Verständniß der Tragweite des fraglichen Satzes verbürgt. Wer einen Gedanken in seiner allgemeinen Form nicht begreift, wird ihn auch aus einem Einzelfall nicht immer richtig zu abstrahiren befähigt sein. Jeder Lehrer oder wer immer geistig Ungeschulten Abstractes zu vermitteln bemüht war, weiß ein Lied davon zu singen, welch unglaubliche Bedeutung den scheinbar klarsten und unzweideutigsten Beispielen untergelegt wird, und wie sehr der im Denken ungeübte Geist gerade am Unwesentlichen haftet. Die Hörer würden eine abstracte Ausdrucksweise vielleicht gar nicht verstehen; dafür verstehen sie die concrete schief. Und so bleibt wohl für die Vermittelung allgemeiner Erkenntnisse eine Mischung anschaulicher und abstracter Fassung der Sätze, verbunden mit einer Erläuterung durch Beispiele und Gleichnisse, der beste Weg zur Vermeidung von Mißverständnissen, falls man überhaupt Werth darauf legt, von einer breiteren Masse verstanden zu werden. —

* * *

Dichterische Anschaulichkeit.

Eine viel wichtigere Rolle als bei der Vermittelung allgemeiner Erkenntnisse spielt die anschauliche Sprache bei Erzählungen einzelner Ereignisse, bei Beschreibungen und Schilderungen. In der Poesie erreicht sie ihre höchste und kunstvollste Ausbildung und fällt dann mit der sogenannten „dichterischen Anschaulichkeit“ zusammen.

Dieser Ausdruck ist freilich — wie sich übrigens von selbst versteht — mehrdeutig: „anschaulich“ heißt auch so viel wie: aus der Natur-Anschauung geboren, ihr nicht widersprechend. In diesem Sinne nennt man es anschauungslos, wenn Heine die Nachtigallen am Tage singen läßt, oder wenn ein Dichter seltsame Auffassungen vom Neumonde hegt:

„Und mählich bleicht im Westen fern
Des Neumonds magischer Schein.“

Dann wieder geht „anschaulich“ in die Begriffe „charakteristisch“ und „realistisch“ über u. s. f. Ich will aber das Wort vorläufig nur im Sinne von: „lebhafte Phantasiebilder anregend“ gebrauchen.

Die Kunst anschaulicher Sprache.

Es versteht sich von selbst, daß Anschaulichkeit in diesem Sinne, von Dichtwerken, ausgesagt immer ein Lob einschließt. Im Allgemeinen sind ja unsere sinnlichen Vorstellungen nur sehr blaß und schattenhaft. Gelingt es aber einem Dichter, durch seiner Worte Gewalt unsere Einbildungskraft auch nur zu etwas gesteigerter Thätigkeit anzuregen, versteht er es, eine Fülle der Gesichte und machtvoll sich aufdrängende Bilder von sinnlicher Kraft vor die Seele zu zaubern, so ist das sicher ein Zeichen hoher sprachlicher Kunst.

Diese Kunst gründet sich, wie alle Künste, auf geheimnißvolle Fähigkeiten. Mit einer breiten Deutlichkeit und Klarheit hat sie nichts zu schaffen. Ein Muster dichterischen Unvermögens und den mißglückten Versuch, durch Malen und ausführliches Beschreiben eine einheitliche Anschauung zu geben, citirte einmal Otto Ernst in einem lesenswerthen

Aufſatze über „poetiſche Anſchaulichkeit“. Ein junger „Dichter“ ſchildert eine Burg auf einem Felſen:

„Wohl an die hundertfünfzig Ellen
Hebt ob der Bächlein Silberwellen,
Die froh umſpielen ſeinen Fuß,
Der Hügel ſich in ſchroffem Schuß
Zweiſeitig auf zur Höhe.
Die andern Seiten flach ſich ſenken
Und mit dem Bromsberg ſich verſchränken,
Deſſ' wilden Waldes dicht Geäſt
Dem Lichtſtrahl kaum den Durchgang läßt,
Geſchweige Feindes Völkern.
Ums Felshaupt zieht nun gleich 'nem Kranze
Sich wohlgefügt die Pfahlwerkſchanze,
Dahinter ragt der Wall im Rund,
Dann — ſenkrecht ab in Grabens Grund
Auf fünfzehn Ellen Tiefe“ u. ſ. w.

Hier ſteht in der That der Wille, anſchaulich zu ſein, in ſchreiendem Widerſpruch mit der erzielten Wirkung. Im Gegenſatz hierzu vergleiche man die nachfolgenden Verſe aus dem „Irrwiſch“ von Ferdinand Avenarius:

„Der Wald, wie eine lange Wand
Grau in die Nacht gemauert,
Schaut aus, als ob im ſichern Stand
Dran Mordgeſindel lauert.
Mit kalter, dünner
Sichel hängt der Mond
Wie ein krummes Meſſer
Ueber dem Horizont.
Davor
Grau und todt das Moor.“

Trotz oder vielmehr wegen der knappen Prägnanz und der geringen Zahl der Angaben drängt sich ein plastisches, in Silhouette, Beleuchtung und Stimmung charakteristisches landschaftliches Bild vor unser Auge.

* * *

Poetische Schilderung und exakte Beschreibung.

Man kann das Wesen des specifisch dichterischen anschaulichen *Schilderns* nicht besser erläutern, als wenn man es in Vergleich stellt mit einer zu praktischen oder wissenschaftlichen Zwecken vorgenommenen *Beschreibung*. Die dichterische Schilderung bezweckt ein plötzlich auftauchendes, abgerundetes, einheitliches Gesammtbild; die exakte Beschreibung eine allmählich und oft mühsam zu erwerbende, vertraute, allseitige Bekanntschaft mit Dingen oder Geschehnissen, wie sie ein einzelner Wahrnehmungsact niemals vermitteln kann. Erstere will einen Eindruck hervorrufen, wie man ihn in Wirklichkeit bei rein ästhetischem Verhalten zu haben pflegt, wobei man sich also auf einem festen Standort und in einer ganz bestimmten psychischen Verfassung befindet. Letztere giebt das Ergebniß einer planmäßigen, oft mühevollen Beobachtung, die unter thunlicher Ausschaltung aller Zufälligkeiten und subjectiven Zuthaten, unter fortwährendem Wechsel des Standpunktes vorgenommen wird. Diese erfolgt systematisch am Leitfaden logischer Gesichtspunkte; jene nach den psychologischen Gesetzen, denen eine naive und unkritische Wahrnehmung durch unsere Sinne unterliegt. Man wird zur gründlichen und exakten Beschreibung eines Baumes ihn

in seine Theile zerlegen und z. B. den Stamm von allen Seiten, von außen und innen erledigen, ehe man von der Krone spricht und Form und Structur der Blätter behandelt. Der naive Beschauer aber kann die meisten dieser Einzelheiten überhaupt nicht sehen, und was er davon wahrnimmt, das sieht er in anderer Reihenfolge und in anderem Tempo. Dafür schaut er in anderer Beziehung *mehr*. Und gerade das, was ein Empfänglicher in einer bestimmten seelischen Verfassung durch einen einfachen Act des Sehens — es kann auch Hören oder Fühlen sein — in seinem Bewußtsein aufzunehmen vermag, das ist's, was eine anschauliche Schilderung bietet. Daher werden alle Einzelheiten, die ein umständliches Prüfen und Untersuchen oder gar ein der Apparate bedürfendes Messen voraussetzen, wie dies bei den oben angeführten Versen der Fall war, nur bei wissenschaftlichen Beschreibungen am Platze sein. Unrichtig ist freilich, daß Zahlen als abstracte Gebilde in poetischen Schilderungen überhaupt nicht verwendbar seien. Aber sie werden sich natürlich nur dort finden, wo sie in Wirklichkeit das Ergebniß unmittelbaren und gefühlsmäßigen Schätzens sein könnten. In der Ilias findet man oft bei Beschreibungen Zahlenangaben:

Zahlen in Schilderungen.

„*Sechzehn* Handbreit ragten empor am Haupte die Hörner,"

aus denen Pandarus seinen Bogen schnitzte. —

Während ferner jede exacte Beschreibung darauf abzielt, ganze *bestimmte* und bei allen Lesern oder Hörern möglichst *übereinstimmende* Vorstellungsmassen zu

Relative Freiheit der Phantasiebilder.

erzeugen, liegt es der poetischen Schilderung durchaus fern, die Phantasie zu gängeln und einzuschränken. Diese soll wohl stark zur Erzeugung lebhafter Anschauungen angeregt werden und auch gewisse Richtlinien empfangen, aber doch einen sehr weiten Spielraum zu völlig freier Thätigkeit übrig behalten. Nicht zwei Personen unter Tausenden werden nach der Lektüre des nämlichen Gedichtes die gleichen Anschauungen in sich vorfinden, auch wenn sie gleichmäßig für dichterische Eindrücke empfänglich sind und eine gleich lebhafte Einbildungskraft haben. Und eben weil das Meiste der Phantasie des Einzelnen überlassen bleiben muß, ist das Aufzählen vieler und ausführlicher Einzelheiten der raschen und mühelosen Bildung einer Gesammtanschauung hinderlich; eine großzügige Knappheit und ab und zu eine scheinbar nur beiläufig eingestreute sehr concrete Einzelheit bewirken viel leichter das augenblickliche Aufschießen eines Phantasiebildes.

Sehr allgemeine Ausdrücke in Dichtungen.

Hierauf beruht auch die schon erwähnte und im ersten Augenblick befremdlich erscheinende Thatsache, daß sich in poetischen, sehr anschaulich wirkenden Schilderungen auch dort allgemeine und abstracte Ausdrücke vorfinden, wo auch specielle und concrete Worte zur Verfügung gestanden hätten.

Um nur ein Beispiel anzuführen:

„In heißem Glanz liegt die Natur,
Die Ernte lagert auf der Flur,
In langen Reih'n die Sichel blinkt,
Mit leisem Geräusch die Aehre sinkt."

Ich weiß nicht, ob das individuell ist — aber mir ist, als müßten diese so überaus einfachen Zeilen Gottfried Kellers nothwendig ein inneres Schauen veranlassen, als müsse Jeder das Bild der sinkenden Aehre vor sich sehen und auf das leise Geräusch lauschen. Aber man frage sich, ob es wohl am Platze wäre, etwa die relativ abstracten Worte „Natur" und „Geräusch" durch speciellere Ausdrücke zu ersetzen.

* * *

Bilderreiche Sprache.

Nicht selten pflegt man unter anschaulicher Sprache eine „bilderreiche" Sprache zu verstehen, wobei unter Bildern nicht sinnliche Phantasiebilder, sondern Metaphern oder ausgeführte Vergleiche gemeint sind. In der That kann ja auch eine solche Sprache anschaulich im bisherigen Sinne sein; dann nämlich, wenn es sich um Schilderungen handelt, und wenn sinnlich Wahrnehmbares mit sinnlich Wahrnehmbarem verglichen wird. So etwa in den Versen aus Blombergs „Nächtlicher Wanderung":

„Der Mond kommt spät. Er glotzt mir tief
Durchs Unterholz entgegen;
Sein Antlitz roth, verstört und schief,
Als käm' er von Trunk und Schlägen."

Aber im Allgemeinen ist eine tropenreiche Sprache durchaus nicht geeignet, gerade die sinnliche Phantasie zu reizen. Man prüfe Zeilen wie die folgenden aus dem Faust:

„Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen!“

Das iſt poetiſch und herrlich geſagt. Es iſt auch inſofern anſchaulich geſagt, als ein abſtracter, pſychologiſcher Vorgang — man verſuche ihn abſtract auszudrücken — durch concrete Worte vermittelt wird. Giebt es wohl eine concretere Vorſtellung als einen Flügel? Und doch! wie albern wäre jeder Verſuch, die Einbildungskraft anzuſpornen und ſich auszumalen, wie beſagter geiſtiger Flügel geformt ſei, und welche Farbe er eigentlich habe. Dergleichen Bilder wollen discret behandelt ſein und dürfen keinen hohen Grad ſinnlicher Deutlichkeit erlangen. Auch ſpielen bei ihnen Gefühle eine viel ſtärkere Rolle als Vorſtellungen; ja, der eigentliche Vergleichungspunkt, das „tertium comparationis“ liegt oft nur im Gefühl. So beginnt z. B. ein Gedicht von Leuthold:

Gefühlsmäßige Anſchaulichkeit.

„Wie der Sturmwind, der über die Haide pfeift
Ohne Raſt, ohne Ruh, ohne ſichere Statt,
So mein heißer Sinn über die Erde ſchweift,
So mein Herz, das keinen Freund, keine Heimath hat.“ —

Fürſt Bismarck hat einmal geſagt, „politiſche Grundſätze zu haben, das komme ihm vor, wie gezwungen zu ſein, mit einer Stange im Munde durch dichten Wald zu gehen“. Auch hier ſieht man, wie das Gleichniß allein auf die gefühlsmäßige Reaction ſich gründet, auf das Gefühl hochgradigen Unbehagens über das Gehindertwerden bei Schritt und Tritt. Der Vergleich iſt, wie die meiſten von Bismarck ſehr treffend und verblüffend; nennt man ihn anſchaulich, ſo meint man aber nur eine

gefühlsmäßige, nicht sinnliche Anschaulichkeit. Immerhin wird bei den letzten Beispielen Unkörperliches, (wie „der heiße Sinn, der über die Erde schweift“, oder der Besitz von Grundsätzen) durch sinnliche Vorstellungen veranschaulicht. Man kann sich optische Bilder von einem Sturmwind, der über die Haide pfeift, oder von einem Waldspaziergang mit einer Stange im Munde mit beliebiger Deutlichkeit ausmalen. In anderen Fällen ist dies aber unmöglich. Gerade die schwungvollsten, als besonders dichterisch geltenden Vergleiche sind abstracter Natur: Abstracte Gleichnisse.

„Erhabener Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet,
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schaun.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert:
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich ....“

Man beachte hier die Bilder von dem „Königreiche“ der Natur, von dem Schauen in ihre Brust wie „in den

Busen eines Freundes", von den „geheimen und tiefen Wundern der eigenen Brust" u. s. f. Sie alle sind abstract oder doch ganz unsinnlich. Aber anschaulich in höchstem Grade ist dafür die Schilderung des Sturmes im Walde, die wieder gar keine Metaphern und Gleichnisse enthält. Gerade dort, wo die Sprache „bilderreich" ist, da bezweckt sie nicht, deutliche, anschauliche Bilder zu erzeugen. Und wo sie mit Macht anschauliche Bilder vor die Seele zwingt, da ist sie nicht bilderreich, nicht einmal bildlich. Und diese Erscheinung wird man in der Regel vorfinden.

Die bilderreiche Sprache ist nicht anschaulich, die anschauliche nicht bildlich.

Treffende Beispiele giebt die unendlich tropenreiche, rhetorische Poesie Schillers:

„O, so laßt euch froh begrüßen
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen, (!)
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Anrorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Bild drängt sich an Bild, aber der sinnlich anschauliche Gehalt solcher Verse ist ganz geringfügig. Wo es dem angeblich so rhetorischen Dichter wirklich auf eine Schilderung ankam, welche die Einbildungskraft stark erregen sollte,

da ist auch seine Sprache von ganz anderer Art. So im „verschleierten Bild zu Sais“:

„Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.“

Man hört fast mit leiblichen Ohren der Tritte hohlen Widerhall und sieht unwillkürlich das Innere der mondbeschienenen Tempel-Rotunde vor sich. Und wiederum zeigt sich, daß die Sprache unbildlich und fast frei von Vergleichen bleibt. Es ist anschauliche Sprache im engeren Sinne.

* * *

Seltenheit der anschaulichen Sprache.

So sehr ich aber auch geneigt bin, die Kunst dieser anschaulichen Sprache und den Werth ihrer Wirkungsweise anzuerkennen, so glaube ich doch, daß im Allgemeinen die Häufigkeit ihrer Anwendung in der Poesie überschätzt wird. Man kann sehr viele Balladen, Epen, lyrische Gedichte finden, die in keiner Weise anschaulich heißen können, ohne daß sie deshalb weniger treffliche Dichtungen wären. Auch bei eigentlichen Schilderungen ist Anschaulichkeit nicht überall am Platze, noch wird sie

Anschaulichkeit nicht immer erstrebt.

allenthalben erstrebt. Nicht selten wird ein nur undeutliches Auftauchen der Vorstellungen von Werth sein, ein traumhaftes Helldunkel, ein Verklingen und Verschwimmen in der Ferne des Bewußtseins. Es kann jegliche Illusion zerstören, wenn bei gewissen Stimmungen klare Vorstellungen in greller und plumper Deutlichkeit ins Bewußtsein platzen. Und der ist sicher für den Genuß einer Dichtung verloren, der seine Phantasie nicht passiv ihrer Einwirkung überläßt, sondern aus falsch verstandener Theorie seine Einbildungskraft künstlich anspornt, jedes gehörte concrete Wort in eine mühsam erzeugte Anschauung umzusetzen.

* * *

Undeutlichkeit der anschaulichen Vorstellungen.

Endlich muß aber noch betont werden, daß man sich auch dort, wo eine gesteigerte sinnliche Anschaulichkeit ganz offenbar der künstlerischen Absicht gemäß erreicht ist, meist viel zu übertriebene Vorstellungen von der sinnlichen Kraft und Deutlichkeit der erzeugten Phantasiebilder macht. Der oft gehörte Vergleich mit den Traumgesichten und Hallucinationen ist ganz unzutreffend. Auch die kräftigste Phantasie ist nicht so leistungsfähig. Man versuche nur unter Willensanspannung die Vorstellung einer bekannten Person zu reproduciren! Wer ehrlich gegen sich verfährt, wird kaum im Stande sein, auf unvermittelt und schnell gestellte Fragen über Form und Farbe von Einzelheiten der fraglichen Person Auskunft zu ertheilen. Und man

staunt bei dergleichen Versuchen meist über die Blässe, Verschwommenheit und Dürftigkeit des gehabten Eindruckes.

Nun werden freilich Viele geneigt sein, dies auf die Schwäche der Einbildungskraft der Alltagsmenschen zurückzuführen. Bei genialen Persönlichkeiten, zumal bei Dichtern — so hört man sagen — sei die Phansiethätigkeit unendlich viel stärker: Goethe z. B. hätte anschauliche Vorstellungen von solcher Kraft, Deutlichkeit und plastischer Fülle gehabt, daß sie kaum Wahrnehmungen durch die Sinne oder lebhaften Traumgebilden nachgestanden hätten.

Widersinn in der Forderung starker Sinnlichkeit.

Dergleichen Behauptungen sind natürlich nicht zu controliren. Mag aber auch eine ungewöhnliche Deutlichkeit der Phantasiebilder für die dichterische Production erforderlich sein, für den receptiven Genuß von Dichtungen wäre sie jedenfalls ein starkes Hemmniß, sobald sie regelmäßig und nicht als seltene Ausnahme aufträte. Jeder Dichter muß auch dann, wenn er anschaulich sein will, geradezu eine relative Blässe und Unbestimmtheit der Vorstellungen bei seinen Lesern voraussetzen, falls er nicht grenzenlose Verwirrung in den Köpfen anrichten will. Anderen Falles würde die Wirkung des einen Satzes die des anderen vernichten, die erzeugten Vorstellungen müßten in Widerspruch gerathen und ununterbrochen einander stören. Man lese aus dem bekannten und vielgerühmten Gedichte Gottfried Kellers „Die Wochenpredigt“ zuvörderst jene Zeilen, die sich an die oben angeführten anschließen:

„Doch hinter jenen grünen Matten,
In seines Kirchleins kühlem Schatten
Geborgen vor dem Stich der Sonne,
Da steht das Pfäfflein der Gemeine,
Auf diesem, dann auf jenem Beine,
In seiner alten Predigertonne
Hoch an dem Pfeiler grau und fest,
Dem Kranich gleich in seinem Nest."

Kein Zweifel, der Dichter *will* hier anschaulich wirken. Sollte aber ein Leser wirklich in der Anschaulichkeit so weit gehen, das fragliche „Pfäfflein" deutlich vor sich zu erblicken, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er in Widerspruch mit den folgenden Zeilen geriethe:

„Schwarz glänzt das kurzgeschor'ne Haar,
Wie Röslein blüht das Wangenpaar;
Nur etwas schläfrig blinzen nieder
Die Aeuglein durch die fetten Lider,
Weil er sich seiner Wochenpredigt
Mit ziemlich saurer Müh entledigt."

Es könnte nur ein sehr ungewöhnlicher Zufall gewesen sein, wenn sich der Leser gleich Anfangs den Pfarrherrn gerade mit schwarzem, kurzgeschorenem Haar, rothen Backen und fetten Lidern vorgestellt hätte. Und hätte der Dichter wirklich bei den zuerst angeführten Zeilen ein im Einzelnen deutliches Phantasiebild als möglich angenommen, so wären die nachfolgenden Verse nicht nur überflüssig, sondern geradezu sinnlos und zweckwidrig gewesen.

So muß alle sprachliche Kunst auch dort, wo sie

darauf ausgeht, die Phantasie zu reizen, nicht nur mit der Unbestimmtheit, Unvollständigkeit und Flüchtigkeit der Anschauungen rechnen, sondern sie sogar zur Grundlage ihrer Wirkungen machen.

* * *

Räthselhaftigkeit des psychologischen Vorgangs.

Wie räthselhaft aber im Grunde der Vorgang ist, den wir in unserem Bewußtsein finden, wenn wir anschauliche Vorstellungen zu haben glauben, wie sehr er aller Beschreibung und Analyse spottet, das mögen zum Schluß noch einige Beispiele erläutern.

Man vergleiche die Aussagen:

Hyperbeln.

„Er war sehr dick",

und „Sein Leibesumfang betrug 120 cm"

mit den Worten aus der bekannten Bürgerschen Ballade:

„Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht."

Fraglos ist die letzte Ausdrucksweise die anschaulichste, und sie soll es auch sein. Nun nimmt aber kein Verständiger Hyperbeln wörtlich. Was hat man also eigentlich bei naiver Lektüre gesehen? Nur einen dicken Abt oder mehr? Treten wohl die drei Männer als Anschauungen ins Bewußtsein? Die Frage scheint nicht ganz verneint werden zu können. Wollte man sich aber ernstlich ausmalen, wie drei Männer sich vergeblich bemühen, einen dicken Bauch zu umspannen, so würde man eine geradezu ekelhafte Karikatur erhalten, die bei der Lektüre nicht vor Augen gehabt zu haben man wohl versichern darf.

Vergleiche. Oder man achte auf die Wirkung von Vergleichen:

„Der Mond kommt spät. Er glotzt mir tief
Durchs Unterholz entgegen.
Sein Antlitz roth, verstört und schief,
Als käm er von Trunk und Schlägen."

Hat man beim Lesen eigentlich nur einen Mond gesehen oder auch einen Trunkenbold? Oder sind beide Vorstellungen nach einander auf- und abgetaucht? Oder sind beide zu einer Gesammtvorstellung zusammengeflossen? Bei gewöhnlichen Personificationen ist ja fraglos meist nur ein Phantasiebild vorhanden. Wenn es in einem Gedicht von Goethe heißt:

„Und die Birken streu'n mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf",

so verschmilzt das Bild des „Streu'ns mit Neigen" völlig mit der Naturanschauung. Die sehr auffällige Haltung der Birken wird als ein Streuen unmittelbar aufgefaßt, „appercipirt"; man sieht ja gewiß mehr als Birken, aber was man sieht, ist nicht auszudrücken. Die Phantasmen sind anschaulich, aber sie müssen doch auch undeutlich sein.

Verneinung. Merkwürdig ist auch die Wirkung der Verneinung:

„Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall" u. s. f.

Ich bilde mir ein, nur eine große, öde Wasserfläche gesehen zu haben, aus der ab und zu ein Thurm emporragte.

Was aber ging in mir vor bei den Worten: Kein Damm, kein Feld? Sind dieſe Worte von gar keiner Anſchauung begleitet geweſen? Oder ſind die Anſchauungen doch leiſe aufgetaucht, um ſofort unterdrückt zu werden? Zweifellos würden andere Worte, etwa: „Kein Haus, kein Fels“ anders wirken. Aber worin beſteht der Unterſchied in der Wirkung?

Allen den vielen Aeſthetikern, die von Anſchaulichkeit als von der einfachſten Sache der Welt zu reden pflegen, möchte ich entgegenhalten, daß gerade das ſcheinbar Selbſtverſtändliche doch das eigentlich Räthſelvolle und Problematiſche iſt. —

III.

Der Widerſtreit von Anſchauungswerth und Gefühlswerth.

Der anſchauliche Sinn der Worte tritt naturgemäß leicht in Widerſtreit mit ihrem Gefühlswerth. Hier liegt die Quelle unzähliger ſprachlicher Streitigkeiten. Wer plump auf den gemeinſten Sinn der Worte ſich verſteift, für den iſt es natürlich ungemein leicht, dort baaren Unſinn zu ſehen und einen Bruch in der Anſchauung feſtzuſtellen, wo ein ſprachlich Empfänglicher einen beſonders treffenden Ausdruck erblickt. Und doch iſt es eine ganz alltägliche Erſcheinung, daß Metaphern und ſprachliche Bilder allein auf Grund des Gefühls- oder Stimmungsgehaltes eines Wortes gebildet werden. Man denke an Worte wie „ſüß“. Goethe nennt Frau von Stein „mein

Metaphern des Gefühls.

ſüß.

ſüßes Gold"; in einem Gedichte ſpricht er von ſüßem Weihrauch. Und Heine fragt in einſchmeichelnder Melodik:

„Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantiſch ſüß geblüht
In des Ofterdingen Lied?"

Der rein gefühlsmäßige Gebrauch des Wortes iſt hier auch dem Sprachpedanten einleuchtend, weil gewohnt, und nur in abſtracter Faſſung und aus dem Zuſammenhang geriſſen, klingt es befremdlich, wenn von einem ſüßen Metalle, einem ſüßen Geruche oder dem ſüßen Blühen einer Pflanze geredet wird.

golden. In den von Pedanten vielfach bemängelten Zeilen aus dem „Fauſt":

„Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum"

iſt der goldene Baum, der grün iſt, ſchon deshalb kein Widerſinn, weil grün — zumal als Antitheſe zu grau gedacht — noch einen gewiſſen Anſchauungswerth hat, bei golden aber die Metapher lediglich aus dem Gefühlswerth des Wortes geſchöpft iſt. Dies iſt natürlich genau ebenſo zuläſſig, wie ein Bild ein ander Mal lediglich dem Anſchauungsgehalte dieſes Ausdruckes zu entnehmen. Z. B. — um wieder den Fauſt anzuführen — „der Sonne Gold" oder die „goldenen Ströme":

„Ich ſäh im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen ..."

So selbstverständlich der hier gekennzeichnete Unterschied auch ist, so hört man doch täglich — und nicht nur von Schulmeistern und Pedanten — Anklagen gegen unsinnige und anschauungslose Metaphern erheben, ohne daß auch nur die Möglichkeit einer gefühlsmäßigen Analogie in Erwägung gezogen würde. Es ist, als ob Viele gar nicht mehr für die anderen Werthe der Worte empfänglich wären, wenn sie sich einmal auf die Anschauung eingestellt haben. In einem gewiß vieles Geistreiche und Richtige enthaltenden Aufsatze „Heines Dichterwerkstatt" schrieb einmal W. Kirchbach Langes und Breites gegen die „duftenden Märchen" Heines:

Heines angebliche Anschauungslosigkeit.

duftende Märchen.

„Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n zu den Sternen empor,
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr."

Ob die Metapher glücklich gewählt oder aus irgend einem Grunde anzufechten sei, ist ja eine Sache für sich. Aber der Kritiker stellt allen Ernstes die plumpe Frage, ob man denn beim Erzählen von Schneewittchen etwas „röche". Viel einleuchtender und im ersten Augenblick verblüffend erscheinen die Einwände Kirchbachs gegen die Schilderung der Abenddämmerung in einem der Nordseebilder Heines: „am blassen Meeresstrand saß ich gedankenbekümmert und einsam".

„In der That wirkt" — so schreibt der Kritiker — „auf den ersten Blick diese Schilderung wunderbar anschaulich und bestrickend; eigenthümlich reizvoll ist die Erinnerung an die Märchen der Kinderzeit:

Rosengesichter.

„Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lachend und mondbeglänzt.“

„In Wahrheit wird sich aber Jedermann dabei ertappen, daß er diese rosigen Mädchengesichter sich keineswegs mondbeglänzt, sondern sonnenuntergangbeschienen vorstellt. Unwillkürlich berichtigt die Einbildungskraft der meisten Menschen die unsinnige Farbenmischung Heines. Sowie die Gesichter wirklich „mondbeglänzt“ sind, ist es mit aller Rosigkeit derselben vorbei, und so lange sie umgekehrt als Rosengesichter entweder von der eigenen Frische oder vom Abglanz der Abendsonne erscheinen, so lange glänzt der Mond nicht, sondern er steht bleich und glanzlos da, geschweige, daß er die Gegenstände beglänzte.“

Sehr schön! Die Frage ist nur gerade, warum der Ausdruck „Rosengesichter“ durchaus Anschauungswerth und nicht einmal bloß Gefühlswerth haben solle? Ganz abgesehen davon, daß es auch weiße und gelbe Rosen giebt. Warum soll man aus dem Worte „rosig“ nicht einmal allein den Duft der Jugendfrische und blühenden Gesundheit herausempfinden? Kann man bei „golden“ ganz von der glänzend gelben Farbe absehen und nur den Gefühlswerth des Wortes ausspielen, warum soll man nicht auch bei rosig einmal von der rothen Farbe abstrahiren und nur den Stimmungsgehalt des Wortes verwerthen dürfen? Wenn der „goldene“ Baum des Lebens grün ist, warum

kann das „rosige“ Gesicht des Mädchens nicht auch mondbeglänzt sein? Ist es dort verkehrt, von einem Widerspruche zu reden, warum ist es hier ohne Weiteres selbstverständlich?

Sicher genügt die einfache Feststellung eines nur in der Anschauung begründeten Widerspruches noch nicht, um die fraglichen Heineschen Verse als verfehlt zu kennzeichnen. Daß aber Viele mit dem Kritiker bei ihnen einen Bruch in der Anschauung empfinden, liegt daran, daß sie bei „rosig“ eben nicht völlig wie bei „golden“ den Gefühlswerth vom Anschauungswerth loszulösen vermögen. Im Uebrigen hinkt in einer Hinsicht der Vergleich mit den angeführten Worten aus „Faust“. In den Worten des Mephistopheles wird ein ziemlich abstracter Gedanke durch ein Bild erläutert, das an sich nur einen sehr geringen Anschauungsgehalt besitzt. Die Heineschen Verse hingegen *schildern*. Wir sind so zu sagen auf die Anschauung eingestellt, und so ist es begreiflich, daß wir von vornherein geneigt sind, jedes Wort, also auch die Rosengesichter mit sinnlichen Vorstellungen zu begleiten.

Jedenfalls liegt hier ein Fall vor, bei dem sich das Sprachgefühl nicht so leicht unter einen Hut wird bringen lassen.

* * *

Ich habe mit Absicht besonders einfache Beispiele angeführt, um schon an ihnen den Widerstreit von Anschauungswerth und Gefühlswerth der sprachlichen Bilder

zu erläutern. Natürlich giebt es viel verwickeltere Fälle. Und Fälle groben sprachlichen Mißbrauches und Mißverstehens. Für den modernen Dichter zumal sind „süß", „golden" oder „rosig" himmlisch altmodische und rührend kindliche Metaphern. Ihm steht ein ganz anderer Reichthum von kühnen Ausdrucksmitteln und verblüffenden Wendungen zu Gebote, die auf einer Zeile schon eine Fülle unerhörter Gesichte offenbaren und niegeahnte Stimmungen erschließen. Dämmrige blaue Vorstellungen und parfümirte seidene Gefühle wirbeln nur so durcheinander. Ganz besonders viel treffliche Beispiele eigenartiger Metaphernbildung biete der „Moderne Musenalmanach" Bierbaum's aus dem Jahre 1893. Dort spricht Peter Hille von „schuldiger Stille", „grasschwülem Blute", einem „schicksalbangen Kerker", „heiterhöhnenden Blumen", „geruchsam sprießendem Saft". Er prägt die neuen Worte „salbenbang" und „schwülovidisch". In der „Auferstehung" Dauthenday's findet sich die Stelle:

Moderne Metaphern.

Dauthenday's „Auferstehung".

„Es drängte in den Straßen, in die Kirchen. An den Eingängen quetschte sich ein Wurm Menschen hinein, ein anderer spulte heraus.

Drinnen Schweigen. In flachen Teppichen spannte sich die Stille zur Höhe. Ein herrisches, hochgeschwungenes Schweigen.

Der Altar verhangen. Veilchendunkle Laken. Auf dem erstickenden Blau ein weißes — kreideweißes schlankes bleiches Kreuz.

Die stumpfe blöde Ohnmacht kauerte vor dem Kreuz. Blumensträuche. Rothe, weiße Azaleen. Dazwischen

auf dünnen Kerzenfingern Lichtaugen. Die Sterne ſpreizen ſich auf dieſen dünnen weißen Stielen, aber ſie leuchten nicht. In Allem ſtockt eine grüne Leichenkälte.

Der Lichtſchein reibt an Geſichtern. Männern und Frauen. Funken prallen an Augäpfel." — — —

„Vor dem Altar ſcheuer Raum. Ein Betſtuhl. Ein Prieſter in ſtarrem Faltenhemd und Spitzen. Die Arme breit geſtützt. Von ihm ſtrahlt ſtahlblaue Stille. In ſtrengen gläſernen Kryſtallen zerſticht es im Kreiſe jeden rothen Pulsſchlag.

Die Lichtaugen am goldenen Altar erfrieren zu goldenen Dornen. Blumenfarben gerinnen. Bleiche Larven.

Oben über der kriechenden moorbraunen Stille, in den Gipsguirlanden der Säulen, in Wulſtfalten geſchwollener Engelsleiber hockt höhniſcher Moder. Nagt, grinſt und fletſcht Affenzähne." u. ſ. f.

Es wird ſchwer halten, die hier auftretenden Metaphern zu analyſiren und zu ergründen, wo den Anſchauungswerth und wo den Gefühlswerth der Worte anklingen zu laſſen in der dichteriſchen Abſicht gelegen hat. Um alle dieſe Düfte der Worte zu riechen, bedarf es nicht ſowohl feiner als vielmehr überfeinerter und krankhaft überreizter Organe. Man hat bei Stilkünſtlern dieſer Art immer den Eindruck, als ob ſie ihre Phantaſie ſtachelten, die tollſten Bockſprünge zu vollführen. Auch dort, wo nicht eitel Schwulſt und baarer Unſinn zu Tage kommt, ſind die kühnen Bilder nicht einem reichen Sprachgefühl entquollen, ſondern man ſpürt deutlich Reflexion und die Abſicht, Effekt zu machen. Die Sprachbehandlung iſt zu künſtlich, um künſtleriſch zu ſein. Wirklich geniale

und sehr kühne Metaphern findet man hingegen bei Nietzsche in großer Zahl. Es ist mir unverständlich, wie man Bildungen wie „gelbe und späte Gefühle“ hat bemängeln können. Man lese nur den Zusammenhang der sprachlich sehr interessanten Stelle:

Gelbe und späte Gefühle.

> „Welche Sachen schreiben und malen wir denn ab, wir Mandarinen mit chinesischem Pinsel, wir Verewiger der Dinge, welche sich schreiben *lassen*, was vermögen wir denn allein abzumalen? Ach, immer nur Das, was eben welk werden will und anfängt sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe, späte Gefühle! Ach, immer nur Vögel, die sich müde flogen und verflogen und sich nun mit der Hand haschen lassen, — mit *unserer* Hand. Wir verewigen, was nicht mehr lange leben und fliegen kann, müde und mürbe Dinge . . . .“

Freilich, zu *beweisen*, daß zwischen diesen und den erstgenannten Metaphern ein wesentlicher Unterschied besteht, ist unmöglich. Dem gemeinen Wortsinne nach enthalten sie alle Unsinn. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“ Die Kritik kann nur das allgemeine Sprachgefühl anrufen. Und soll sie einen Rath ertheilen, wie man's anzufangen habe, um eigenartige, neue, kühne Metaphern zu prägen, so kann sie nur die mehr oder minder verschleierte, wohlfeile Antwort ertheilen: Man muß es eben können!

6. Gedankenloser Wortgebrauch und sein Nutzen.

Die Bildung neuer Worte steht heute auf der Tagesordnung. Aber es ist merkwürdig: so triebkräftig, so bildsam und geschmeidig sich auch unsere Sprache in ihrer natürlichen Entwickelung erwies, so spröde erscheint sie bei allen bewußt und planmäßig angestellten Versuchen, neue Worte zu schaffen. Die fremden Sprachen zeigen sich ergiebiger und bequemer für Neubildungen als die deutsche. Die wissenschaftliche Sprache, zumal die der Chemie, erfindet fast täglich Ausdrücke für neu auftauchende Erzeugnisse oder Begriffe, Wortungethüme und Mischmaschgebilde aus schlechtem Latein und unmöglichem Griechisch — aber sie findet sie doch mühelos und in reichlicher Fülle. Sobald aber ein neues deutsches Wort geprägt werden soll, sei es durch Zusammensetzung oder Ableitung, da ist des Bedenkens und Kopfzerbrechens kein Ende. So sehr man in der Theorie betont, daß unsere Sprache Neubildungen günstig sei, so wenig finden die praktischen Vorschläge allgemeinen Beifall.

Schwierigkeit neuer Wortbildungen.

Da hat sich z. B. der deutsche Sprachverein der undankbaren Aufgabe unterzogen, die Fachausdrücke der Grammatik zu verdeutschen. Aber es ist nicht zu bestreiten: die neuen Bezeichnungen für Dativ und Accusativ, für Passiv oder Subject fordern Widerspruch heraus und wollen Niemanden recht befriedigen. Der Grund hierfür liegt natürlich nicht in unserer Sprache. Er liegt aber auch nicht allein — wie vielfach angenommen wird — in unserem Unvermögen, in mangelnder sprachschöpferischer Kraft. Vielmehr meine ich, daß die Mehrzahl bei der Beurtheilung jener Neubildungen von unberechtigten Ansprüchen ausgeht und von einer falschen Voraussetzung. Man verkennt die natürliche und bis zu einem gewissen Grade nothwendige „Gedankenlosigkeit" beim Wortgebrauch. Man überschätzt den Werth und die Wichtigkeit des ursprünglichen Wortsinns für die lebendige Sprache. Man verwechselt das, was wir bei der bewußten Erzeugung eines Wortes denken, mit dem Bewußtseinsinhalt, den das hinterher im Gebrauche befindliche Wort in uns anregt. Man will recht logisch verfahren und verfährt dabei zu wenig psychologisch.

Gedankenloser Wortgebrauch.

Also „gedankenloser Wortgebrauch". Das scheint eine schlechte Sache zu sein, die ich vertheidige. Im Allgemeinen gilt es vielmehr als selbstverständlich, daß es gut und nützlich sei, beim Reden und Hören auf die Grundbedeutung der gebrauchten Worte zu achten, die einzelnen Theile zusammengesetzter Worte deutlich auseinanderzuhalten und die in der Sprache liegenden Bilder als solche zu verstehen.

„Kein Preußen, kein Oesterreich! Dies war der Spruch, den der Mund Ew. Kgl. Hoheit stets im Auge hatte!“ Wer hätte sich nicht über dergleichen Stilblüten schon erheitert? Ueber jene Gedankenlosigkeit in der Sprachbehandlung, die mehrere Bilder sinnlos durcheinandermengt, oder die Vorstellungen in ein Wort zusammenschweißt, die sich gegenseitig ausschließen! Welch ein Unsinn, von „Wachsstreichhölzern“ zu reden! Wie kann ein Holz aus Wachs sein? Zeugt es nicht von Mangel an Denken und Schwäche der Vorstellungskraft, die Worte nur als verblaßte Zeichen zu gebrauchen und nicht deutlich den Sinn der einzelnen Theile zu erfassen? Und wie selbstverständlich klingt es, wenn unter den vielen Gründen im Fremdwörterkampf auch die „anschauliche Kraft“ der heimischen Sprache ins Feld geführt wird! Das deutsche Wort sei anschaulicher als das fremde, es sei besser als dieses geeignet, die Phantasie anzuregen, weil der Deutsche Abstammung und Ableitung seiner Worte kenne.

„Wie viel anschaulicher“ — so heißt es in einem trefflichen Aufsatz über das Fremdwort — „ist Fernsprech als Telephon, weil sprechen und Ferne uns mit den altgeläufigen Worten sofort Anschauungen vorstellen. Oder Stell-dich-ein als Rendezvous, Ober-haupt als Chef, Mit-kämpfer als Combattant, Bahn-steig als Perron, gefühls-jung als naiv, gefühls-greis als blasirt; die Beispiele liegen zu Dutzenden auf der flachen Hand.“ Fremdwörter.

Man könnte hier freilich einwenden: Wenn das

Wort Heilkünſtler anſchaulicher iſt als Mediciner, iſt es dann nicht aus denſelben Gründen auch anſchaulicher als Arzt? Iſt Kauwerkzeug dann nicht auch anſchaulicher als Zahn, Kleidermacher anſchaulicher als Schneider?

Und wer dieſe Frage bejahte, würde ſich zu der Annahme gedrängt ſehen, daß der Anſchauungswerth eines Wortes nicht ſowohl von ſeinem Deutſchthum als davon abhinge, daß es aus anderen zuſammengeſetzt ſei.

Beachtung der Wortbeſtandtheile.

Dergleichen ſprachlichen Erwägungen liegt immer ſtillſchweigend die ſelbſtverſtändlich ſcheinende Vorausſetzung zu Grunde, daß Jeder, der ein zuſammengeſetztes Wort gebraucht, ſich auch den Sinn der einzelnen Beſtandtheile zum Bewußtſein bringt. Zum mindeſten *ſolle* dies jeder Gebildete thun, der mit Vernunft und Geſchmack ſeine Sprache zu handhaben verſteht.

Nun iſt es gewiß unbeſtreitbar, daß man ſich oft den Sinn der einzelnen Wortbeſtandtheile ganz unwillkürlich vergegenwärtigt. Man *kann* dies immer, ſobald man nur ſeine Aufmerkſamkeit darauf einſtellt; und dies wird häufig nützlich, manchmal zur Förderung des Verſtändniſſes nothwendig ſein. Nicht minder erſcheint es zweckdienlich, beim Gebrauche übertragener Ausdrücke oder Wortbilder auch den urſprünglichen Wortſinn mit mehr oder minder großer Deutlichkeit durchs Bewußtſein gleiten zu laſſen. Die Frage iſt nur, ob man dies auch immer thut, ob man es immer thun ſoll? Ob man es auch nur in *der Regel* thun ſoll?

Gar Viele werden geneigt ſein, dieſe Frage ſchlechthin zu bejahen. Ich möchte ſie verneinen. Und wenn es

einmal gestattet ist, unter „gedankenlosem“ Wortgebrauch lediglich die Nichtbeachtung der Grundbedeutung der Worte zu verstehen, so möchte ich für diesen gedankenlosen Wortgebrauch eine Lanze brechen. Womit natürlich nicht bestritten wird, daß es auch einen gedankenlosen Wortgebrauch im üblen Sinne giebt.

* * *

Anschaulichkeit zusammengesetzter Wörter.

Was zunächst die Frage der Anschaulichkeit zusammengesetzter Wörter anlangt, so wird immer nur der besondere Zusammenhang maßgebend sein, in welchem das Wort auftritt. Sehr oft ist es nicht nur sehr überflüssig, sich der einzelnen Worttheile bewußt zu werden, es ist gerade der Anschaulichkeit eines zu erzeugenden Phantasiebildes hinderlich. Wer sich deutlich ausmalen will, wie durch das Herabfallen von Fernsprechdrähten ein großes Straßenunglück entstehen konnte, der wird sich die fraglichen Drähte sehr anschaulich vorstellen müssen, dabei aber die Bedeutung der Worttheile „Ferne“ und „sprechen“ gewiß nicht ins Bewußtsein heben. Hier, wo die Einbildungskraft lediglich darauf ausgeht, die äußere Gestalt der Drähte zu erzeugen, ist ein Nachdenken über ihre Bedeutung für den menschlichen Verkehr nicht nur völlig überflüssig, es lähmt nothwendig die Thätigkeit der Phantasie und stört die Anschaulichkeit des inneren Bildes.

Fernsprechdraht.

Es ist ein bekanntes Grundgesetz, daß man nur eine beschränkte Zahl von Vorstellungen in den „Blickpunkt des Bewußtseins“ rücken kann, und daß die Menge der

gleichzeitig im Bewußtsein vorhandenen Vorstellungen im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Klarheit steht. Betrachte ich eine Baumkrone in ihrer Gesammtheit, so sehe ich nicht das einzelne Blatt. Richte ich scharf meine Blicke auf das einzelne Blatt, so sehe ich nicht die ganze Krone. Immerhin wird es möglich sein, eine größere Zahl von Vorstellungen, wenn auch auf Kosten der Deutlichkeit, im Bewußtsein zu vereinigen, sobald nur diese Vorstellungen sich nicht gegenseitig stören, wenn sie nur ein geistiges Wiederholen dessen sind, was man auch in Wirklichkeit mit den äußeren Sinnen von irgend einem Standpunkte aus gleichzeitig wahrnehmen kann. Eine unmögliche Forderung ist es aber z. B., anschaulich die äußere Gestalt einer bekannten Person sich zu vergegenwärtigen, gleichzeitig aber und mit gleicher Anschaulichkeit sich vorzustellen, daß sie in ihrem Inneren Lungen und Rippen, ein Herz und einen Magen habe. Nicht viel anders steht es aber mit der Forderung, man solle beim lebhaften Vorstellen eines Vorgangs, bei dem nur die äußere Form der Telephondrähte in Frage kommt, sich auch noch darauf besinnen, daß man vermittelst dieser Drähte in die Ferne sprechen kann. Die anschauliche Vorstellung des Gesammtwortes fällt nur selten mit der anschaulichen Vorstellung der einzelnen Worttheile zusammen. Und es giebt Worte, bei denen dies überhaupt niemals eintritt.

Gabelfrühstück.

Will man sich z. B. den Vorgang eines Gabelfrühstücks vergegenwärtigen, so schaut man vielleicht eine reich gedeckte Tafel, Speisen und Getränke, Gäste und Dienerschaft,

Worte tönen an's Ohr, und Geschmacks- und Geruchsempfindungen tauchen leise auf und wogen durcheinander — aber die Vorstellungen „Gabel", „Frühe" und „Stück" treten kaum ins Bewußtsein. Das Gesammtwort hat einen Anschauungswerth, die Worttheile haben ihn nicht.

* * *

Ungewohnte Worte.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß beim Lernen, beim erstmaligen Hören die einzelnen Worttheile meist deutlich ins Bewußtsein treten. Beim Gebrauche aber verblassen sie sehr bald, und andere Bilder verketten sich unmittelbar mit dem Klange des Gesammtwortes. Wenn nicht selten auf die unbestreitbare Schlagkräftigkeit und vielsagende Deutlichkeit mancher zusammengesetzter Wörter hingewiesen wird, so beruht das meist weniger darauf, daß diese Wörter deutsch, als daß sie ungewohnt sind. Als ich in der Schweiz zum ersten Male das Wort „Fürsprech" hörte, das in der Züricher Gegend allgemein für Advocat gebraucht wird, muthete mich die Verständlichkeit dieses Wortes besonders an, und ich sang ein Loblied auf die Anschaulichkeit der deutschen Sprache. Ich dachte nicht daran, daß wir längst ein viel besseres deutsches Wort für Advocat besitzen: nämlich Rechtsanwalt. Warum wirkt aber Rechtsanwalt nicht so „anschaulich" wie Fürsprech? Doch nur, weil es gebräuchlicher und abgenutzter ist. Ganz ähnlich erging es mir mit dem holländischen: „Geneesherr". Heilkünstler und Arzt klingen nicht so sinnreich. Leider wirkt nur das

„Fürsprech".

Wort Fürsprech auf die Schweizer, das Wort Genees-meester auf die Holländer nicht so sinnreich wie auf uns, die wir diese Worte nicht verwenden. Auch bei uns würde die Frische dieser Worte verblassen. Die Wort-theile fallen gar bald nicht mehr auf, sie verschwinden im Gesammtbegriff und treten nicht mehr einzeln ins Be-wußtsein.

* * *

Unverständ-liche Wort-theile.

Bei vielen Worten kostet es geradezu eine gewisse Ueberwindung, dem einen oder anderen Theile den ge-bräuchlichen Sinn unterzulegen. Wer denkt bei Handschuh an Schuh, bei Augapfel an Apfel, bei Dienstbote an Bote? Ganz zu geschweigen von Wortbildungen wie Winds*braut*, Frauen*zimmer*, Perl*mutter*, Hage-*stolz*, Strohwittwe, *Mehlthau*, Bönhase, Back-*fisch*, Meer*katze*, Meer*rettig*, *Mitgift*, Hexen*schuß*, *Spiegelfechterei*, *Oelgötze* u. a. Helfershelfer ist nicht der Helfer eines Helfers, wie das Wort besagt, sondern ein Helfer zu bösen Werken. Was hat *steinalt*, *steinreich*, *blutjung*, *blutarm* mit Stein und Blut zu schaffen? Warum sagt man mutterseelenallein? Ist es ein besonderes Merkmal der Mutterseele, allein zu sein?

Nun weiß ich sehr wohl, daß man diese Worte alle trefflich erklären kann. Nur kennt die ungeheuere Mehr-zahl derer, die diese Worte gebrauchen, jene Erklärungen nicht. Sie wissen nicht, daß Gift ursprünglich Gabe be-deutet, und so auch Mitgift ohne Weiteres verständlich

wird, daß Meerrettig vielleicht nicht den überseeischen Rettich, sondern Pferderettich (Mähre) bedeutet, daß Oel in Oelgötze vielleicht nichts mit Oel zu thun hat, sondern möglicher Weise ursprünglich El lautete, also jenes Wort enthält, das mit dem lateinischen alius und dem griechischen ἄλλος stammverwandt ist und im Worte „Elend“ (eig. fremdes Land, Verbannung) sich wiederfindet*). Aber gerade das ist bezeichnend, daß der Volksgeist die nicht mehr verstandenen Klänge wohl zu bekannten Lauten umgemodelt hat, daß er aber keine Rücksicht auf Sinn und Anschauungswerth dieser Worte genommen hat. Und so lösen wohl die Worte im Ganzen anschauliche Vorstellungen aus, nicht aber die einzelnen Theile.

Mitgift, Meerrettig, Oelgötze.

Andere Zusammensetzungen sind zwar in ihren Theilen unmittelbar verständlich, bringen aber ganz besonders unzutreffende Merkmale zum Ausdruck. In diesem Sinne ist z. B. „Operngłas“ oder „Operngucker“ ein recht ungeschickt gebildetes Wort. Zu dieser Klasse rechne ich auch das Wort Streichholz. Das eigentlich Wesentliche an diesem Gebrauchsdinge ist, daß es durch Reiben Feuer gibt und aus einem kleinen Stäbchen besteht. Ganz unwesentlich ist es, daß es aus Holz gefertigt ist, weil dieses durch jeden anderen brennbaren Stoff ersetzt werden kann. Gerade darum ist auch die Bildung „Wachsstreichholz“ erklärlich. Wer beim Gebrauch an

Operngucker.

Wachsstreichholz.

*) Nach einer anderen Erklärung soll freilich „Oelgötze“ ursprünglich eine menschliche Gestalt sein, die als Lichtträger diente. „Wie ein Oelgötze dastehen“ = steif, regungslos dastehen; dumm, unbeholfen sein.

die wesentlichen Merkmale denkt, der denkt eben nicht an „Holz“. Und wer sich über dieses Wort ereifert, der müßte folgerecht auch nicht wenige andere beanstanden, bei denen kein Mensch mehr einen Widerspruch empfindet.

Papierwäsche.

Man denke an Wortbildungen wie „Papierwäsche“. Gewiß waren Wäsche ursprünglich nur Kleidungsstücke, die gewaschen werden konnten. Später aber verband sich mit diesem Worte die Vorstellung jener Bekleidungsgegenstände, die unmittelbar den Leib berührten, während das Merkmal des Gewaschenwerdens verblaßte. Und so kann Papierwäsche als Widerspruch wohl nicht gelten.

* * *

Etymologie und begrifflicher Inhalt.

Etymologie hat mit Definition nichts zu schaffen. Sacherklärung ist nicht Worterklärung. Wer den Begriff orthodox dadurch bestimmt, daß er erklärt ὀρθός heiße richtig und δοκεῖν denken, wer Sarkophag als Fleischesser übersetzt und Buchstabe als ein Stäbchen aus Buchenholz erläutert, der hat von dem gegenwärtigen Begriffsinhalt nicht das Geringste erkannt. Noch viel deutlicher wird dies, wenn man nicht zusammengesetzte, sondern unmittelbar aus Wurzeln abgeleitete Worte in Betracht zieht.

Wortbildung durch nebensächliche Merkmale.

Jeden, der zum ersten Male von der Abstammung einfacher Worte hört, berührt es überaus seltsam, wie nichtssagend und nebensächlich eigentlich die Aussagen sind, die in den Namen der Dinge liegen. So lehrt die Sprachforschung, daß „Gans“ von einer Wurzel ghâ oder ghan stammt, die so viel bedeutet wie den Mund öffnen, den

Schnabel aufsperren (womit das deutsche „gähnen“ im Zusammenhang steht). „Schwein“ soll abstammen von der Wurzel sû, gebären, hervorbringen, offenbar weil das Schwein als besonders fruchtbares Thier galt. „Wolf“ wird abgeleitet von vark — zerreißen, zerfleischen. „Tochter“ soll gar so viel heißen wie Milchmagd u. s. f. Ueberall werden hier die Begriffe durch sehr allgemeine, wenig kennzeichnende Prädikate benannt, die, zumal für die anschauliche Vorstellung der äußeren Gestalt der fraglichen Wesen, ohne allen Belang sind. Das Wort scheint mehr einen zufälligen Anlaß zur Benennung des Dinges zu enthalten als wirklich wesentliche Merkmale. Dies ist vor allem bei verwickelten und reichen Begriffen verständlich. Solche Begriffe sind längst benannt, ehe sie erkannt sind. Der Name bleibt, aber der Begriffsinhalt wächst, er modelt sich um, ein Merkmal krystallisirt sich an das andere. Der Bernstein gab der Elektrizität den Namen. Aber welch geringfügige Rolle spielt er heute in der Lehre der elektrischen Erscheinungen!

Dazu kommt noch der durch allerhand Zufälligkeiten bewirkte Bedeutungswechsel vieler Worte. Magister (magis) hieß ursprünglich der größere Herr, Minister (minus) der kleinere Herr. Heute ist meist der Minister ein großer, der Magister ein recht kleiner Herr. Candidat heißt Weißgekleideter, weil die Bewerber um ein Ehrenamt in Rom weiße Gewänder trugen. Heute tragen Candidaten oft schwarze Fräcke. Und „schwarzgekleideter Candidat“ hat seinen guten Sinn, obgleich dies wörtlich „schwarzgekleideter Weißgekleideter“ heißt. Das sind Fremd-

Magister.

Candidat.

wörter, gewiß, aber es ist unzutreffend zu meinen, nur bei Fremdwörtern könne sich ein so großer Unterschied
Marschall. zwischen Wort- und Sachbedeutung herausbilden. „Marschall“ ist ein gut deutsches Wort. Aber wer denkt bei seiner Verwendung daran, daß es eigentlich Pferdeknecht bedeutet? Wer denkt beim Gebrauch des Titels
Herzog. Herzog daran, daß „Herzog“ dasselbe ausdrückt wie „Heerführer“? Gewiß ist es von höchstem Interesse Etymologie zu treiben. Es ist anziehend und anregend, sich einmal darauf zu besinnen, daß pecunia von pecus stammt, und daß materies ursprünglich Bauholz bedeutete. Gar nicht auszudenken wäre aber der Gedanke, man könne die eigentlichen Wurzelbedeutungen überall dort, wo sie auftreten, im lebhaften Fluß der Rede oder beim angestrengten Denken im Bewußtsein anklingen lassen. Hier enthüllt sich der angeblich „gedankenvolle“ Sprachgebrauch, der stets auf den ursprünglichen Sinn der Worte achtet, als eine zwecklose und widersinnige Belastung des Vorstellens und Denkens.

* * *

Ich habe bisher nur von den abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern geredet. Ganz ähnlich verhält es sich aber auch mit den „Metaphern“, den übertragenen Ausdrücken, den conventionellen Wortbildern und Gleichnissen. Von ihrer „Anschaulichkeit“ gilt natürlich in noch höherem Grade, was ich von den selbständig und neu geprägten dichterischen und rhetorischen Ver-

gleichen gesagt habe. Die herkömmlichen bildlichen Redensarten sind zu abgenutzt, erscheinen auch zu trivial, als daß eine, etwa durch stilistische Kunstgriffe oder durch Betonung bewirktes, schärferes Bezugnehmen auf ihre Grundbedeutung der Rede größeren Glanz und Lebendigkeit verleihen könnte. Diese Redensarten werden daher überaus „gedankenlos“ angewandt. Bildliche Redensarten.

Sage ich „die Zeit ist spurlos an ihm vorübergegangen“ statt in abstrakter Weise: „er hat sich nicht verändert“, so habe ich mich zwar durch sinnlich anschauliche Vorstellungen ausgedrückt, aber nur Wenige werden wirklich etwas auf die eigentliche Bedeutung der Worte Bezügliches sinnlich *geschaut* haben. Anderen Falles bitte ich mir anzugeben, wie denn die sagenhafte Dame Zeit ausgesehen und durch welche Thätigkeit sie die fraglichen Spuren hinterlassen habe. Allenfalls wird man bei „Spuren“ an Runzeln und Falten denken. Das Wort „gegangen“ wird aber wohl kaum in seiner eigentlichen Bedeutung aufgefaßt werden.

Daß trotz alledem in diesen Wendungen noch vielfach in weiterem Sinne ein gewisser Anschauungsgehalt vorhanden ist, beweist die Thatsache, daß wir allgemein Bildermengerei als groben Fehler empfinden. Regeln lassen sich freilich nicht aufstellen. Nur das persönliche Sprachgefühl kann entscheiden, ob der Anschauungsgehalt einer Redewendung völlig erloschen ist oder nicht, und wo eine Bildermengerei störend ins Bewußtsein tritt. Sätze wie: „Der Zahn der Zeit, der schon so manche Thräne getrocknet hat, wird auch über diese Wunde Gras Bildermengerei

wachsen lassen", — oder: „Das bescheidene Veilchen des Glaubens blüht am glänzendsten, wenn die Hammerschläge des Schicksals es auf dem Amboß des Herzens zu leuchtenden Strahlen erwecken", machen als widerspruchsvoll und unsinnig immer einen komischen Eindruck. Wenn Berth. Auerbach (wie berichtet wird) — wirklich einmal gesagt haben soll: „Ich danke meinem Freunde, der in meiner Abwesenheit hinter meinem Rücken mir zur Seite gestanden hat", so hat er sich gegen den Geist der Sprache vergangen, obgleich „zur Seite stehen" kaum mehr als Bild empfunden wird, sondern als völlig gleichbedeutend mit „helfen" gebraucht wird. Aber man vergleiche mit solchen Blüthen eines fehlerhaften Sprachgebrauchs etwa den folgenden Satz aus Schillers „Abfall der Niederlande: „Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war". Ist es Bildermengerei, die Seele „feurig" und „schaffend" zu nennen und dann zu sagen, sie sei nicht „betretbar"? Ich glaube nicht, daß, wenn jemand diesen Satz unvoreingenommen liest, nicht beeinflußt und stutzig gemacht durch Erwägungen, wie ich sie eben anstelle, er auch nur im Geringsten in seinem Sprachgefühl verletzt finden wird. Andererseits wäre der größte Theil unserer besten Prosa zu beanstanden. Es giebt eben unzählige sprachliche Wendungen, bei denen man gar nicht bemerkt, es mit einem Bilde zu thun zu haben; bei denen die Worte nur als leere Zeichen für einen abstrakten Begriff aufgefaßt werden und

aufgefaßt werden *sollen*. Und mehr noch: ein und derselbe Ausdruck kann je nach dem Zusammenhange *hier* als Bild, *dort* als übereinkömmliches Zeichen empfunden werden. Und ich meine, daß dies ein Vorzug unserer sprachlichen Ausdrucksmittel ist. Thöricht ist es nur, zu meinen, es sei unter allen Umständen ein „gedankenloser" Sprachgebrauch im üblen Sinne, die ursprüngliche Wortbedeutung aus dem Bewußtsein auszuschalten.

* * *

Redensarte ohne anschaulichen Gehalt.

Es giebt eine große Zahl Redewendungen, die durch häufigen Gebrauch so abgegriffen und verblaßt sind, daß es ganz unnatürlich scheint und einen gewissen Zwang erfordert, sie wörtlich aufzufassen. Man denke an Wendungen wie: „in Betracht *ziehen*", „im *Stande* sein", „*stichhaltig* sein", „Rücksicht *nehmen*", „*Acht* geben", „*Einfluß* haben", „der *Fall* sein", „ins *Auge fassen*" u. s. f., die eben *nur* im übertragenen Sinne verwendet werden und gleichsam zu einheitlichen, abstrakten Begriffen geworden sind.

Spanische Sprichwörter.

Besonders in Spanien, dem Lande der Sprichwörter, soll es gäng und gäbe sein, anschauliche Einzelfälle schnell zu allgemeinen Redensarten zu verallgemeinern. Kleine Knaben sagen ernsthaft zu einander: „Welchen Sohn hast du mir aus der Taufe gehoben?", ohne nur im geringsten das Komische der Lage zu empfinden. Denn diese Redewendung besagt nur: „Welchen Gefallen hast du mir gethan?" Statt „wofür?" soll man sagen können:

„für welche Fuhre Waſſer?“, und ſtatt „mache das einem Anderen weiß!“: „Wirf dieſen Knochen einem anderen Hunde vor!“

Deutſche Redewendungen dieſer Gattung ſind: „in Harniſch gerathen“, „nicht das Waſſer reichen“, „ſich die Sporen verdienen“, „gut beſchlagen ſein“ u. ſ. f. Selbſt junge Mädchen des 19. Jahrhunderts gerathen „in Harniſch“, wenn man ſie neckt, und ein Profeſſor kann „in allen Sätteln gerecht“ ſein, auch wenn er nie ein Pferd beſtiegen hat.

Mundarten ſind meiſt reich an ſolchen eigenartigen Ausdrucksweiſen. Max Müller erzählt, daß man in Shropſhire für: „es iſt etwas paſſirt“ ganz allgemein ſagt: „die Katze hat Junge geworfen“. Ein Pächter erzählt: „Ich dachte mir gleich, daß die Katze Junge geworfen hätte; richtig war auch die Scheune abgebrannt“. Ebenda ſagt man von Liebenden, die ſich zankten, dann wieder vertragen: „ſie wärmen kalte Fleiſchbrühe auf“. Eine echte Alt-Berliner Redensart iſt: „der ſpuckt auch den Schwänen auf die Köpfe“, was ſo viel heißt als: er iſt brotlos und lungert herum. Früher ſchwammen auf der Spree in der Nähe der Friedrichsbrücke zahlreiche Schwäne, ſo daß die Arbeitsloſen und zwecklos Umherſtehenden ihre Zeit paſſend dadurch auszufüllen vermochten, dieſe braven Thiere mit ihren unſauberen Geſchoſſen zu behelligen. — In Sachſen ſagt man: „da bin ich ſchön bei ihm ins Fettnäpfchen getreten“, was ſo viel bedeutet als: ich habe ihn verletzt. Und „Leine ziehen“ heißt feige zurückweichen.

Bei all den angeführten bildlichen Ausdrucksweisen wird es aber doch immerhin für Jedermann möglich sein, einen Zusammenhang zwischen den Worten und ihrer jetzigen Bedeutung zu erkennen. Aber es giebt auch nicht wenige Redensarten, bei denen dies nicht der Fall ist. So sagt man „einen Streit vom Zaune brechen“ statt einen Streit plötzlich und ohne zureichenden Grund beginnen. Wer denkt hierbei wohl an einen Gartenzaun und an ein Brechen? Ja es kommt den Wenigsten zur Erkenntniß, daß diese sprachliche Wendung auffällig und dem Wortlaute nach unverständlich ist. Und selbst die Aufmerksamen, die auf die Worte Acht zu geben sich gewöhnt haben, werden, falls sie nicht Sprachbeflissene sind, kaum eine richtige Deutung zu geben im Stande sein. Unverständliche Redensarten.

Entsprechendes gilt von den Wendungen: „zu Paaren treiben“, „in die Pfanne hauen“, „einen Korb geben“, „den Hof machen“, „einen Bären aufbinden“, „über den Löffel barbiren“, „nicht viel Aufhebens machen“, „gäng und gäbe sein“, „auf den Hund kommen“, „da liegt der Hase im Pfeffer“, „flöten gehen“, „sich ins Zeug legen“, „Maulaffen feil halten“, „eine Tafel aufheben“, „eine Tracht Prügel geben“, „ein Ausbund sein“, „Jemanden zum Besten haben“, „der erste Beste“, „von echtem Schrot und Korn“ u. s. f.

Es ist gewiß im höchsten Grade anziehend, dem Ursprunge solcher Redensarten nachzugehen. Einige beruhen ja nur auf Mißverständnissen und volksthümlicher Wortableitung wie „flöten gehen“ = valeten gehen. Manche enthalten aber ein gut Stück Kulturgeschichte, und es flöten gehen.

lassen sich gar artige Bemerkungen an ihre Entstehung knüpfen, wie dies z. B. Blumschein in seinem Aufsatze: „Kulturgeschichtliches in unserer Sprache“ *) gethan hat. Auf alte Gebräuche deuten z. B. die schon erwähnten Redensarten hin: „einen Korb geben“, „das Wasser reichen“, „aufs Kerbholz schreiben“ u. s. f. Andere sind in psychologischer Hinsicht bemerkenswerth und reizvoll zu verfolgen. So bezeichnete die Wendung „in Entrüstung gerathen“, die heute einen inneren Vorgang, eine Gemüthsverfassung bedeutet, ursprünglich einen äußeren, objektiven Vorgang. Ent-rüstung war dasselbe wie Ent-waffnung. Wer beim Stechen verloren hatte, „im Stiche gelassen worden war“, wurde „entrüstet“: Roß und Rüstung waren dem Sieger verfallen. Aber es ist bezeichnend, daß „in Entrüstung gerathen“ heute durchaus nicht etwa Beschämung, sondern sittliche Empörung zum Ausdruck bringt.

Entrüstung.

Ich kann nur wiederholen, daß es mir nicht im geringsten einfällt, das kulturgeschichtliche und psychologische Interesse solcher sprachlichen Betrachtungen zu bestreiten. Ein anderes ist es aber, einmal den ursprünglichen Sinn unverständlich gewordener Redensarten zum Gegenstande der Untersuchung zu machen, ein anderes, zu fordern, man solle nun jenen gefundenen ursprünglichen Wortsinn auch immer ins Bewußtsein heben, sobald man im Fluß der Rede jene Redewendungen gebraucht. Ersteres ist

*) Im wissenschaftlichen Beiheft Nr. IV der Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins.

anziehend und nützlich, letzteres eine überflüssige und sinnlose Belastung unseres Denkens.

* * *

Metaphern im engeren Sinne.

Wenden wir uns von den bildlichen Redensarten zu den Metaphern im engeren Sinne, den einfachen, gewöhnlichen Wortbildern, so ist zunächst zwischen absichtlichen Bildern und unwillkürlichen, nothgedrungenen Uebertragungen zu unterscheiden. Metaphern erster Art sind es z. B., wenn man Thränen Thau nennt, oder Blumen Kinder des Frühlings, die Jugend des Lebens Mai, oder, um ein weniger alltägliches Beispiel zu gebrauchen, wenn Schiller von der Glocke als der „metallenen Krone" spricht. Metaphern der zweiten Art sind es, wenn ich von einem Gedanken sage, er sei schwer zu „begreifen" oder zu „fassen", gleichsam als könne ich ihn mit den Händen berühren, oder wenn ich von „niedergedrückter" Stimmung rede, oder wenn ich von der „Vorstellung" roth spreche, gleichsam als könne ich die Empfindung roth „vor-stellen", d. h. vor mich hinstellen wie ein Bierglas.

Künstliche und natürliche Metaphern.

Man könnte die Metaphern erster Art „künstliche", die der zweiten Art „natürliche" nennen — wobei ich mir natürlich wohl bewußt bin, nur eine begriffliche Scheidung vorgenommen zu haben, die nicht allenthalben aufrecht erhalten werden kann. Man muß sich gegenwärtig halten, daß diese künstlichen Metaphern nicht etwa verstandesgemäß ersonnene Kunstgriffe einzelner Dichter oder Redekünstler sind, daß sie vielmehr einem tief in der

menſchlichen Natur begründeten Triebe entſtammen und in letzter Linie auf demſelben Boden erwachſen ſind wie die als natürlich bezeichneten Metaphern.

Bei der Bildung dieſer künſtlichen Wortbilder wird zu bewußt dichteriſchen oder redneriſchen Zwecken ein Ding nicht mit dem ihm eigentümlichen, gewöhnlichen Namen bezeichnet, ſondern mit dem eines andern, der einen Vergleichungspunkt bietet. Ein Wort tritt alſo an Stelle eines anderen, längſt vorhandenen und gebräuchlichen. Aber bei den unfreiwilligen oder natürlichen Metaphern wird ein Wort auf einen Begriff ausgedehnt, für den ein beſonderes eigenes Wort noch gar nicht vorhanden iſt. Während jene in einem Reichthum der Phantaſie, haben dieſe in der Armuth der Sprache ihre Urſache. Ihre Bildung ſtammt zum größten Theil aus niederen Entwicklungsſtufen des Geiſtes, wo die Schöpfung oder nähere Beſtimmung neuer Begriffe häufiger als heute und nothwendiger ſich aufdrängte. Und in der That, wie iſt es anders denkbar, neu auftauchende Ideen, für die es an Worten gebrach, zu benennen? Keiner huldigt wohl heut zu Tage mehr der Auffaſſung, daß man ganz neue Laute frei erfinden und durch Verabredung zur Bezeichnung gewiſſer Begriffe einführen könne. In irgend einer Weiſe einen Vergleich anzuſtellen und ein altes Wort einem neuen Begriffe dienſtbar zu machen, war die einzige Möglichkeit der Verſtändigung. Max Müller ſchildert dieſen Vorgang anſchaulich in ſeinem Werke: „Das Denken im Lichte der Sprache“ (The Science of Thought):

Max Müller über Metaphern.

„Gab es kein Wort, um eine neugeborene Idee zu benennen, was konnte man thun, als die nächste beste zu nehmen? Der Mensch, er mochte wollen oder nicht, war genöthigt, metaphorisch zu reden, nicht etwa deshalb, weil er seine poetische Phantasie nicht zügeln konnte, sondern vielmehr, weil er sie aufs äußerste anstrengen mußte, um für die immer mehr wachsenden Bedürfnisse seines Geistes den Ausdruck zu finden. Nehmen wir an, daß der Mensch bis zum Flechten und Weben vorgeschritten war. Hatte er nun Maschen gestellt, um Vögel zu fangen, so war es ganz natürlich, daß, wenn er von seinem Tagewerk berichten wollte, er sich an die Worte für Flechten und Weben erinnerte. Weben würde so den Sinn von Schlingen stellen erhalten, und brauchte man ein neues Wort für Schlingen legen im Sinne von „Jemand durch falsche Worte überlisten, betrügen, ködern, verführen", so war nichts natürlicher, als daß man ein Wort von ähnlicher Bedeutung nahm und z. B. *ὑφαίνειν*, weben, in der Bedeutung anzetteln, anspinnen, anstiften, komplottiren gebrauchte. So sagt Homer *πυκινὸν δόλον ὑφαίνειν*, *μῆτιν ὑφαίνειν* u. a., d. h. eine kluge List weben, anzetteln, anspinnen. Diese Metapher ist sehr weit verbreitet. Wir können sie auch im Sanskrit, im Lateinischen, Französischen, Englischen entdecken."

„Unter Metapher sollte man also nicht länger einfach nur die überlegte Thätigkeit eines Dichters, die bewußte Ueberlegung eines Wortes von einem Objekte auf ein anderes verstehen. Dies ist die moderne, individuelle Metapher, welche von der Phantasie erzeugt wird, wäh-

rend die erste Metapher weit häufiger eine Sache der Nothwendigkeit und in den meisten Fällen weniger die Uebertragung eines Wortes von einem Begriff auf einen andern als die Schöpfung oder nähere Bestimmung eines neuen Begriffes mittels eines alten Namens war. Ein Dichter, welcher auf den Thau den Ausdruck Thräne überträgt, hat bereits für Thräne und Thau klare Namen und Begriffe. Aber die alten Sprachbildner, welche zum ersten Male „weben" im Sinne von anstiften gebrauchten, hatten dafür vorher weder einen Begriff noch einen Namen. Sie schufen oder bestimmten den neuen Begriff und gaben zu gleicher Zeit dem alten Namen eine erweiterte Bedeutung."

Diese natürlichen Metaphern bilden, wie allbekannt, die Mehrzahl. Wird doch z. B. alles Unkörperliche und Geistige durch Bilder aus der stofflichen Welt zum Ausdruck gebracht, z. B. Stimmungen: ich fühle mich verletzt, niedergedrückt, erhoben, zerschmettert, verstimmt, befangen, erbaut u. s. w. Sie alle bilden zusammen mit einer großen Zahl verblaßter, viel gebrauchter künstlicher Metaphern jene Klasse von Worten, die Brinkmann „incarnirte Metaphern" genannt hat, zu deutsch: Wortbilder, die in Fleisch und Blut der Sprache übergegangen sind, und deren Wesen gerade darin besteht, daß sie eben in der Regel *nicht* mehr als Bilder empfunden werden. „Die Sprache ist ein Herbarium *verwelkter* Metaphern", sagte einmal treffend ein Sprachforscher. Was soll aber angesichts dieser Thatsache die Forderung heißen, man müsse stets die Grundbedeutung der Worte erfassen? Soll

Metaphern keine Bilder mehr.

all den todten Gebilden wieder neues Leben eingehaucht werden? Hier wird der sogenannte „gedankenlose“ Wortgebrauch *selbstverständlich*. Welch entsetzliche Idee, alle unsere Gedanken mit einem ungeheuren Ballast höchst überflüssiger Vorstellungen zu beschweren!

* * *

Gedankenloser Wortgebrauch der normale.

Nach alledem ist der gedankenlose Wortgebrauch durchaus der normale. Die Fälle, in denen es nützlich und reizvoll ist, auf die Grundbedeutung der Worte Bezug zu nehmen, bilden verschwindende Ausnahmen. Und nur weil es sich um Ausnahmen handelt, kann es ein wirkungsvoller stilistischer Kunstgriff sein, dem Hörer den Doppelsinn der Worte zum Bewußtsein zu bringen, also etwa das abstrakte „begreifen“ mit einem „Greifen“ der Hände in Beziehung zu setzen. Meistens wäre aber die Aufdeckung einer solchen Beziehung nur läppisch. Es wäre nur ein schlechter Witz, wollte man bei dem Satze

„Ich schätze sehr die Werke seiner Feder“ Feder.

sich erinnern, daß „Federn“ eigentlich Theile aus der Bekleidung einer Gans sind. Und wenn der Geometer von Sehnen im Kreise spricht, so kann er unmöglich daran Sehne. denken, daß sie nach den Sehnen der hölzernen Bogen zum Schießen benannt sind, und daß diese wieder von gewissen Gebilden des thierischen Körpers den Namen tragen. Sehr viele Worte lernen wir überhaupt erst durch zufällige Belehrung und zu unserem Staunen als

übertragene Ausdrücke erkennen. Wir halten für nur gleichklingende Worte, was thatsächlich dieselben
Zweck. Worte sind. So ist z. B. „Zweck“ in zweckmäßig und in Schuhzwecke dasselbe Wort. Zweck bedeutete ursprünglich einen Holzpflock und konnte daher sowohl eine Art Nagel als auch den Pflock, nach dem man — als Ziel — schoß, bezeichnen. Wer mit dem Bolzen den Zweck traf, war Sieger und wurde im „Zweckessen“ gefeiert*). Daher ist Zweck ungefähr dasselbe wie „Ziel“ oder „Absicht“. Aber während Ziel noch heute in doppelter Bedeutung gebraucht wird — man spricht von der Scheibe als einem Ziel und von dem Ziele der Kulturentwicklung — ist „Zweck“ im Allgemeinen nur in der übertragenen Bedeutung gebräuchlich. Wer denkt ferner
Gefallen. daran, daß „Gefallen“ und „Mißfallen“, jene inneren Vorgänge unseres Bewußtseins, mit „Fallen“, jenem äußeren Vorgange der Körperwelt, in Zusammenhang stehen? Und doch haben die fraglichen Worte ihre Namen vom Fallen der Würfel. Aber für so nützlich ich es auch halte, von diesen fraglichen Beziehungen zu wissen, für so unnütz halte ich es, sich ihrer beim Gebrauche der fraglichen Worte bewußt zu werden.

* * *

*) So wenigstens Blumschein in den wissenschaftlichen Beiheften der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, IV, S. 150. Viele halten freilich das Wort „Zweckessen“ für modernen Ursprungs, wobei „Zweck“ den uns heute geläufigen Begriff bezeichnet. Victor Hahn nennt es ein Erzeugniß des Judenwitzes.

Widersprüche und Tautologien.

Man erheitert sich heute vielfach über gewisse Widersprüche oder zwecklose Wiederholungen, die sich aus dem Mißverstehen der Fremdwörter ergeben. Man findet ja sehr alberne Verbindungen wie: rothes Melanit, jährliche Annuität, Procent aufs Hundert, neu-renovirt, Prüfungsexamen, decorative Ausschmückung, treibendes Agens, äußerstes Extrem u. s. f. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß einige von ihnen einmal in allgemeinen Gebrauch kommen. Das „einzelne Individuum" ist schon heute allenfalls erträglich, weil Individuum oft gleichbedeutend mit Mensch gebraucht wird. Und sollte der Ausdruck „Procente" immer mehr im Sinne von „Zinsen" sich einbürgern, so würde der Zusatz „aufs Hundert" nur eine Forderung der Deutlichkeit werden. Ist aber die Grundbedeutung eines Wortes genügend aus dem Bewußtsein verschwunden, so fällt es keinem Verständigen ein, von einem Widerspruch oder Bildermengerei zu reden, wenn ein beigefügtes Wort nicht mehr zur Grundbedeutung passen will. Es ist eine Schulfuchserei, den Ausdruck: „trockener Humor" zu bemängeln, weil „humor" ursprünglich Flüssigkeit bedeute. Das Wort hat wie die Betonung, so auch die Bedeutung völlig gewechselt. Falsch ist es aber auch, die Möglichkeit einer solchen angeblich widersinnigen Zusammenstellung darauf zu schieben, daß es sich um Fremdwörter handelt. Ist trockener Humor ein Widerspruch, dann ist es auch „oberster Grundsatz"; dann ist es auch ein Unsinn, wenn die Herbartianer von „schwingenden Vorstellungen" reden, weil ein Ding, das gestellt wird, nicht gleichzeitig schwingen kann.

Procente aufs Hundert.

Trockner Humor.

Nein! Wir haben vergessen, daß Humor einst nur Flüssigkeit bedeutete, wir haben vergessen, daß Grundsatz und Vorstellung bildliche Ausdrucksweisen sind. Daß wir aber die Kunst des Vergessens auf sprachlichem Gebiete so gewandt betreiben, daß es uns so leicht fällt, vom ursprünglichen Wortsinn abzusehen und einen „gedankenlosen“ Sprachgebrauch zu üben, das ist nichts weniger als ein Mangel des menschlichen Geistes; es ist vielmehr eine werthvolle Eigenschaft, auf der die Möglichkeit der Sprachentwickelung beruht. Und das gilt nicht von den Uebertragungen allein, sondern von der Wortbildung ganz im Allgemeinen.

Die Kunst des Vergessens.

* * *

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Zahl der Sprachwurzeln sehr klein ist. Ob sie für die einzelnen Sprachfamilien etwa 1000 beträgt, wie Pott annimmt, oder ob sie sich bei den Ariern auf 500, 120 oder noch weniger zurückführen läßt, ist für unsere Betrachtungen ziemlich gleichgültig. Wichtig ist nur, daß aus einer verhältnißmäßig geringen Menge von Wurzeln ein gewaltiger Wortreichthum sich entwickeln konnte; daß aus den sehr einfachen Begriffen, die die Wurzeln darstellen, die feinsten sprachlichen Gebilde entstehen konnten, die den mannigfaltigen Bedürfnissen höchster Kultur genügen und für Philosophie und Dichtkunst in gleicher Weise brauchbare Werkzeuge abgeben.

Gedankenloser Wortgebrauch als Bedingung der Sprachentwickelung.

Das ist aber doch nur und nur dadurch denkbar, daß der ursprünglich am Worte haftende Sinn in demselben Maße verloren ging, als dieses sich mit einem neuen Begriffsinhalt erfüllte. Gerade damit eine Vorstellung sich recht anschaulich ausgestalten konnte, mußte der Anlaß ihrer Benennung vergessen sein.

Als es noch keinen Namen für Wolf gab, und man nur wenige Begriffe zur Verfügung hatte, verwandte man zur Benennung dieses Thieres unter vielen anderen eine Wurzel, die „zerreißen" bedeutete. Das war zuvörderst sehr unklar und unbestimmt, denn es konnten noch sehr viele andere Thiere in dergleichen Weise benannt werden. Diese Unbestimmtheit war unvermeidlich. Wie aber war es möglich, daß sich ein so vielseitiger Ausdruck gerade auf die Bezeichnung einer einzelnen Thiergattung beschränkte? Wie war es möglich, daß unter den vielen denkbaren und einst auch vorhandenen unbestimmten Benennungen für Wolf gerade eine zur herrschenden wurde? Doch nur dadurch, daß die Wurzelbedeutung verblaßte und vergessen wurde. Die Wurzel, mit „demonstrativen Elementen" versehen, verkettete sich mit einer ganz bestimmten Thiergestalt von bestimmter Farbe und Bewegungsart, so daß, wenn jener Laut erklang, eben die Gestalt jenes Thieres anschaulich dargestellt wurde, aber nicht mehr die Grundbedeutung der Wurzel ins Bewußtsein trat.

Die Kunst des Vergessens war für das Wachsthum der Sprache unentbehrlich. Ohne sie konnten selbst so

neue Worte wie „Feder“ oder „Buch“ nicht gebildet werden. Und die Worte in gewiſſem Sinne auch „gedankenlos“ verwenden zu können, das iſt geradezu die Vorausſetzung für das Weiterſpinnen der Sprache aus wenigen Grundbeſtandtheilen.

In dieſem Lichte aber iſt die Forderung zu betrachten, man ſolle immer „gedankenvoll“ auf die urſprüngliche Wortbedeutung achten, man ſolle ſtets den eigentlichen Wortſinn zu erhalten ſich beſtreben.

Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig

Sternwartenstraße 22.

Seit Anfang 1900 erscheint zum

Literarischen Centralblatt

für Deutschland.

Begründet 1850 von Friedrich Zarncke,

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Prof. Dr. **Ed. Zarncke**,

eine

Beilage

über die moderne schöne Literatur.

Erscheint monatlich zunächst zweimal. — Preis jährlich 6 M.

Fünfzig Jahre lang hat das Literarische Centralblatt seiner Aufgabe möglichst objektiver Berichterstattung über alle Erscheinungen anfangs der gesammten, dann allein der wissenschaftlichen Literatur, gewaltet, sich den Wert eines unentbehrlichen Hülfsmittels für alle, die den Fortschritt der Wissenschaften verfolgen, erworben und die Anerkennung und Mitarbeit der hervorragendsten Geister des deutschen Volkes erlangt. Nun hat sich in neuerer Zeit das Bedürfnis, auch die schöne Literatur im Centralblatt zu berücksichtigen, herausgestellt: Nicht bloß, daß Sprachkunde und Literaturwissenschaft, diese heute so eifrig gepflegten wissenschaftlichen Fächer, das Bedürfnis, auch die neuere schöne Literatur in den Kreis ihrer vergleichenden Forschung zu ziehen, in immer höherem Grade empfinden, es ist überhaupt ein Hinabsteigen gewissermaßen fast aller Wissenschaften in die Arena der Gegenwart erfolgt, alle haben die innigsten Beziehungen zum modernen Leben gewonnen, und da nun die schöne Literatur unzweifelhaft das beste Spiegelbild desselben ergiebt und die in ihm wirksamen Kräfte

Strebungen und Strömungen treu, wenn auch nicht immer klar aufzeigt, so existiert für alle Wissenschaften, wenigstens für die Geisteswissenschaften ein Bedürfnis, sich bis zu einem gewissen Grade mit ihr zu befassen und in ihr auf dem Laufenden zu bleiben. Daher hat das Centralblatt schon seit einiger Zeit wieder Besprechungen charakteristischer, dichterischer und belletristischer Werke gebracht, doch konnte auf dem zur Verfügung stehenden Raum bisher nur Weniges berücksichtigt werden, und nach und nach erwuchs die Notwendigkeit, für die schöne Literatur ein eigenes Beiblatt zu schaffen. Dieses ist nun im Januar ins Leben getreten und wird vor allem größere zusammenfassende kritische Übersichten der verschiedenen Gattungen dichterischer Werke, aber auch kürzere Einzelkritiken, hin und wieder orientierende Aufsätze allgemeinen Inhalts und gelegentlich auch Erstveröffentlichungen wichtiger literarischer Dokumente, Briefe u. s. w. bringen. Der Standpunkt, der auch in der Beilage festgehalten sein wird, wird der altbewährte des Centralblattes, der der objektiven Berichterstattung, der aber das selbständige Urteil des Referenten nicht ausschließt, sein; keine der modernen Parteirichtungen wird in der Beilage ihre Vertretung haben, möglichst historische Haltung wenigstens erstrebt werden. Als Mitarbeiter sind bereits eine ganze Reihe bekannter unparteiischer Literaturhistoriker und Kritiker, darunter eine Anzahl der Mitarbeiter der leider eingegangenen Blätter für Literarische Unterhaltung — wir nennen nur Adolf Bartels, Richard Friedrich, Karl Heinemann, Herm. Anders, Krüger, Carl Weitbrecht, Richard Weitbrecht — gewonnen worden, und es steht zu hoffen, daß das Vertrauen, dessen sich das Centralblatt seit langem erfreut, auch bald auf seine Beilage übergehen wird.

Die **Beilage** ist für sich (ohne das Hauptblatt) zum Preise von M. 6.— jährlich **durch alle Buchhandlungen** zu beziehen.

Das Hauptblatt:

Literarisches Centralblatt

für Deutschland

erscheint wöchentlich 2—4 Bogen gr. 4° stark und bringt wöchentlich ca. 30—50 Besprechungen über Werke aus allen Gebieten, die Inhaltsangabe aller wichtigen Zeitschriften, reichhaltige bibliographische und biographische Mitteilungen und Nachrichten aller Art. Das Literarische Centralblatt ist das älteste, angesehenste und verbreitetste kritische Organ in deutscher Sprache.

Probenummern der Beilage (Preis jährlich M. 6.—), sowie des Literarischen Centralblattes mit Beilage (Preis jährlich M. 30.—) besorgt jede Buchhandlung, sowie gratis und franko die

Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig.

Der beste und zuverlässigste Führer
durch die moderne Literatur.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart.

Die Alten und die Jungen

von

Adolf Bartels.

Dritte verbesserte Auflage.

19 Bogen gr. 8°. Broschirt in hübschem Umschlag M. 4.—,
gebunden in Ganzleinen M. 5.—.

Aus den Preßstimmen zur ersten Auflage:

„Scharfer Geist, Fähigkeit in knapper Form vieles zu sagen, das Streben nach Gerechtigkeit ist überall unverkennbar; .... eine bei aller Kürze so gründliche Übersicht der dichterischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts in Deutschland dürfte sich sonst kaum finden . . ." (Neue preußische (Kreuz-) Zeitung.)

„. . . . . Wir billigen den geschichtlichen Aufbau, den er der modernen Entwicklung giebt, nicht nur, sondern wir freuen uns in besonderem Maße, daß eben diese Gesichtspunkte sich jetzt geltend machen." (Kölnische Zeitung.)

„Eine anregende literaturgeschichtliche Studie . . . den Nagel auf den Kopf treffend." (Hamburger Correspondent.)

„Wie fein Bartels die einzelnen Dichter ihrem Weſen nach erkennt, das iſt für jeden, der ſich für moderne deutſche Literatur intereſſiert, ein wahres Vergnügen. Und dazu die Klarheit des Urteils, das oft in wenigen Sätzen ſo treffend charakteriſiert, daß man voll freudigen Erſtaunens innehält, um nur die ſich zudrängenden Gründe der Beſtimmung zu ordnen." (Baſeler National-Zeitung.)

„Bei ſeiner ungeheuren Beleſenheit, ſeinem großen Talent, die Spreu von dem Weizen zu ſichten, und ſeinem außerordentlich feinen Geſchmack gelingt es dem Autor, unſerer Gegenwart dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wie wenn er ein Literarhiſtoriker des zwanzigſten Jahrhunderts anſtatt des neunzehnten wäre." (New-Yorker Staats-Zeitung.)

Aus den Preßſtimmen zur zweiten Auflage:

„. . . Da er (Bartels) überall nach Begründung ſeiner Urteile und eingehender Erkenntnis der Zuſammenhänge und gegenſeitigen Beziehungen ſtrebt, ſo geſtaltet ſich die neue Auflage ſeines Buches zu einem nach Möglichkeit umſichtigen, ſachkundigen und ſicheren Führer durch die Wirrnis der neueren poetiſchen Litteratur. . . . . Die Hauptſache bleibt überall die energiſche Überzeugung, die mit ſo ſcharfer Einſicht gepaart iſt und das Hauptverdienſt die klare und feſte Selbſtändigkeit der Urteile, die ſich jeder Nachprüfung gewachſen zeigt." (Literariſches Centralblatt.)

„Der Vorzug des Buches von Adolf Bartels liegt in der ruhigen, entſchloſſenen, hier und da ſelbſt derben und trotzigen Freimütigkeit des Autors, in der geiſtvollen Beherrſchung des weitſchichtigen Materials und dem Drange, ſich ſelbſt wie anderen zur unbedingten Klarheit zu verhelfen . . . ." (Dresdner Journal.)

„Der Gebildete wird Bartels Werk als eine der bedeutendſten literarhiſtoriſchen Leiſtungen, die wir beſitzen, dankbar anerkennen . . . ." (Straßburger Poſt.)

„Seiner prägnanten, großzügigen Geſamtdarſtellung der geſchichtlichen Entwickelung unſerer nationalen Dichtung ſeit 1850 hat der Verfaſſer nun eine breite Unterlage und tiefere Begründung in bald mehr, bald weniger ausgeführten Einzeldarſtellungen der dichteriſchen Perſönlichkeiten hinzufügt. Als Ganzes bietet dieſes Buch das Beſte, was über unſere Dichtung der Gegenwart überhaupt vorliegt . . . ." (Deutſche Zeitung.)

„In einer begeiſterten Begrüßung der echten Heimatkunſt, in der Bartels mit Recht das Heil wenigſtens der nächſten Zukunft ſieht, klingt das ſchöne Werk aus, das zweifellos der zuverläſſigſte, treueſte, geſündeſte und warmherzigſte Führer durch unſere zeitgenöſſiſche Literatur iſt." (Otto Lyon in der Zeitſchrift f. deutſch. Unterricht.)

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.